

Christoph Janacs und Fritz Popp (Hg.)

NEUES AUS KAFKANIEN



Inhalt

Vorwort	5
Fritz Popp	7
Roswitha Klaushofer	21
Wolfgang Kauer	33
Kurt Rebol	47
Margarita Fuchs	57
Robert Kleindienst	69
Margot H. Koller	79
Katalin Jesch	100
Peter Reutterer	113
Vladimir Vertlib	123
Gerlinde Weinmüller	129
Christoph Janacs	137
Biographien	153

Vorwort

*Von einem gewissen Punkt an gibt es keine Rückkehr mehr.
Dieser Punkt ist zu erreichen.*
Franz Kafka: Die Zürauer Aphorismen, 1917/1918

Max Brod, der sich dem letzten Willen seines Freundes und Schriftstellerkollegen widersetzte und die unpublizierten Schriften nach dessen Tod am 3. Juni 1924 nicht nur nicht vernichtete, sondern sie sogar bald danach herausbrachte, ist es zu verdanken, dass das einzigartige Œuvre Franz Kafkas nicht bloß überlebte, sondern zu einem der bedeutendsten Werke des 20. Jahrhunderts avancierte. Mittlerweile auf allen Kontinenten verbreitet, erlangte es nach 1945 zunächst in Amerika und Frankreich Weltruhm, bevor es in den 1950er Jahren auch im deutschsprachigen Raum seinen gebührenden Platz fand – mit Ausnahme der DDR, die wie alle autoritär geführten Staaten ihre Schwierigkeiten mit Kafka hatte. Heute ist Kafka der weltweit meistgelesene Autor deutscher Sprache, einige seiner Werke zählen zur Schullektüre und niemand, der bzw. die sich schriftstellerisch betätigt, kommt an ihm vorbei.

Sein vielschichtiges, schwer zu deutendes Werk führte dazu, dass es auf sehr unterschiedliche Weise gelesen wurde und weiterhin wird; es gibt eine unübersehbare Menge an Sekundärliteratur, die sich ständig vermehrt, und der Begriff „kafkaesk“ hat es geschafft, in die Alltagssprache Eingang zu finden. Aus Anlass seines 100. Todestages wurden seine Werke neu herausgegeben, es gibt bereits mehrere graphic novels zu Leben und Werk, Sammlungen von Aphorismen, Tagebuch- und Briefausschnitten sowie Anthologien zeitgenössischer

Autorinnen und Autoren, die den Einfluss Kafkas dokumentieren bzw. sein Werk fortschreiben.

Neues aus Kafkanien ist mittlerweile die zweite Anthologie von Salzburger Mitgliedern der GAV (Grazer Autorinnen Autorenversammlung), in denen sie sich mit Leben und Werk eines Autors auseinandersetzen: Nach *Annäherungen an Stefan Zweig* aus Anlass seines 140. Geburtstages im Jahr 2021 nun eben Franz Kafka. Die vorliegende Sammlung vereint Gedichte, Prosagedichte, Kurzprosa, Erzählungen und Essays, die zeigen, wie unterschiedlich Kafkas Werk wirken kann: in Gestalt einer Art „kafkaesker“ Fortschreibung, als Inspiration zu eigenen Texten, die sich vom Original bisweilen weit entfernen können oder nur noch als Echokammer wirken, in der allenfalls Kafka-Motive nachklingen, oder auch als Spiel mit Zitaten und Textpartikeln. Welchen Weg auch immer die Autorinnen und Autoren gewählt haben, die Ergebnisse versprechen eine spannende Lektüre und regen an, Kafkas Werke erneut oder erstmals, auf jeden Fall neu zu lesen.

Christoph Janacs und Fritz Popp

Abgelöste Schatten

Was meine Schatten mit mir aufführen! Sie öffnen mich nach, verzerren mich, bilden surreale Verrenkungen auf Wänden und Böden. Ich muss ihnen das verbieten; so geht es nicht mehr weiter mit uns.

Sie machen sich selbstständig, vermählen sich mit anderen Schatten, belästigen unbeteiligte Anwesende, fahren über sie drüber, verdunkeln die ganze Umgebung – das geht zu weit.

Sie werden mir schon lästig, ihr Ungehorsam strengt mich an. Ein irres Theater veranstalten sie. Gänzlich extrovertiert schlagen sie um sich, entgleiten meiner Kontrolle, outrieren wie schlechte Schauspieler. Ich werde begleitet von besoffenen Hampelmännern. Es ist eine Schande. Die Leute sehen nur mehr meine Schatten, machen mich ständig aufmerksam auf ihre Faxen. „Was die schon wieder treiben! Du musst was dagegen tun!“

Ja, bin ich denn für sie verantwortlich? Bin ich ihr Hüter? Sie sind erwachsen wie ich.

„Das bin doch nicht ich“, rufe ich nach allen Seiten. „Steht still, ihr unmöglichen Begleiter.“

Vergeblich suche ich ein Schattenversteck, dort möchte ich sie in den Schatten stellen.

Unlängst war ich im Museum der Schatten. Nur Angeber sind dort ausgestellt. Genau solche wie meine nichtsnutzigen Begleiter. Die ausgestellten Schatten überboten sich an Unsinnigkeiten. Einer sei Napoleons größter Schatten gewesen, hieß es. Einer besaß den wirklichen Körper von Marilyn. Mit einem nie gefassten Raubmörder brüstete sich einer gar. Als Flugzeugschatten sei einer weit herumgekommen. Und der letzte behauptete, der Schatten Gottes zu sein.

Nach so viel Unsinn wollte ich das Licht abdrehen, aber es gab keinen Lichtschalter im ganzen Museum. Natürlich, damit dieses Gesindel besser zur Geltung kommt.

Und auch meine Schatten werden immer affektierter und eingebildeter. Ich weiß nicht, was in sie gefahren ist.

Zu Hause habe ich einen fensterlosen Raum als Schutzraum adaptiert. Es gibt dort keine Lichtquellen und auch keine Ritzen, durch das auch nur ein bisschen Licht eindringen könnte. Und wo kein Licht, da auch kein Schatten. Hier sperre ich sie aus, diese quirligen Unholde. Sie wollen zwar herein, es gelingt ihnen manchmal auch kurz über die Schwelle zu huschen, aber stets jage ich sie wieder zurück und bin endlich allein. Und dann kann ich in Ruhe überlegen, wie ich sie endgültig loswerde. Ein für allemal.

Ich werde ihnen einfach die Grundlage ihres überflüssigen Daseins entziehen. Mir fällt schon noch etwas ein. Ich lasse mich doch nicht terrorisieren oder ins Bockshorn jagen. Keiner macht das mit mir. Mit mir sicher nicht. Nur ohne mich.

Der Bruder des Verbrechers

Der Bruder des Verbrechers, des verurteilten Kindermörders, geht in Konzerte und Ausstellungen wie alle anderen. Öffentlich wäscht er sein Auto. So, als ob er nicht der Bruder des Verbrechers wäre. Täuscht eine Normalität vor, die es nicht mehr gibt. Täuscht die anderen damit aber nicht. Sie wissen, wer er ist. Wessen Fleisch und Blut. Und wessen Geistes.

Die Mutter des Verbrechers hat sich wenigstens versteckt, zurückgezogen hinter Vorhänge und Mauern. Das gibt manchen das Recht, sie von Zeit zu Zeit hervorzuzerren. Vor den Vorhang, wie man sagt. Aber jemand, der sich nicht versteckt, macht es ihnen schwer, sich seiner

zu bemächtigen. Sie werden ihn verschwinden lassen müssen, den Bruder des Mörders, der täglich die Straße entlang geht und das Sonnenlicht nicht scheut.

Der Bruder des Mörders, das bin ich. Lebenslang. Wer weiß, wie viele Brüder dieser Art es gibt. Jedenfalls täglich mehr. Wir sind nicht beliebt, obwohl wir bald die Mehrheit bilden werden.

Kein Menschenfreund

Ich bin Theologe, darum kann ich vom Bösen nicht loskommen. Ich klebe förmlich daran. Es ist wie die zweite Seite einer Medaille, sie gehört auch dazu. Oder eine Gussform: Das Gute überformt das Böse oder umgekehrt. Ganz gleich, wie die Vergleiche ausfallen, ein Gott lässt sich zwischen das Böse und uns schieben, er ist unsere Spielfigur, hinter der wir in Deckung gehen, die wir vorschieben, um das Böse immer neu zu erforschen und herauszufordern.

Religion ist ja eine differenzierte, weit fortgebildete Form der Menschenverachtung. Denn er genügt nicht, der Homo sapiens, die Krone. Die Gattung braucht noch jemand, der ihr die Krone ordentlich zurechtrückt oder sie ihr entzieht. Ihr mit der Krone eins überzieht. Sich zwischen sie und ihresgleichen schiebt, sie erhöht oder degradiert. Auf diese Suche nach Schuld und Schuldigen machen sich die Spezialisten, die Theologen. Ich bin einer aus der langen Reihe. Kein produktiver, ein nachspürender. Ein trainierter Spürhund, der weiß, dass er einer ist.

Ich nutze es produktiv, das Böse, ich lebe davon. Domestiziere es und halte es als Wachhund und zur Einschüchterung. Manchmal mache ich es scharf. Gott ist kein Menschenfreund. Ich auch nicht. Und Gott muss man auch nicht mögen, es genügt, ihn zu fürchten. So wie mich.

Interessante Aussichten

Das Baugerüst gegenüber ist neu. Überzogen von einem feinmaschigen Netz. Vermutlich sind staubige Sanierungsarbeiten zu erwarten. Wir überlegen, wie das Haus gegenüber eigentlich vorher ausgesehen hat. Wir kommen auf keinen grünen Zweig, weil wir die Aussichtsterrasse des Cafés normalerweise nicht für Architekturbetrachtungen nützen. Unsere Blicke gelten den Menschen, genauer gesagt: den Frauen. „Für Architektur habe ich immer noch Zeit, wenn ich alt bin“, sagt Grabner. Wir lachen. Grabner ist Jurist und noch nicht sehr lange in unserer Runde.

Der Blinde auf dem Trottoir gegenüber ist auch neu. Jedenfalls ist er uns noch nie zuvor aufgefallen. „Wer weiß, ob der wirklich blind ist“, meint Grabner. „Vielleicht ein Trickbetrüger, der übt. Ein Schwindler, ein Sozialschmarotzer.“

„Angeblich sind Blinde von der Fernsehgebühr befreit“, sage ich. „Aber das wär noch kein Grund, sich als blind auszugeben. Bei der Qualität des Fernsehprogramms.“ Niemand lacht, aber alle nicken.

„Als Jurist bin ich untrennbar mit dem Verbrechen verbunden“, sagte Grabner einmal, „quasi Bruder des Verbrechers, aber nur symbolisch. Alles nur symbolisch.“

Er ist unterhaltsam.

„Verbrechen und Recht grenzen aneinander, so wie das Komische und das Tragische. Genau so“, sagte Grabner. Er kann auch sehr ernst sein. Wir merken zuerst gar nicht, was auf der anderen Straßenseite geschehen sein musste. Der Blinde hat sich wohl mit seinem Blindenstock im Netz, das das Gerüst überzieht, verheddert, ist hängen geblieben, stecken geblieben und kämpft gegen den ungewohnten Feind. Ein komisch-tragisches Insekt im Netz einer Spinne. Wahrscheinlich ist er wirklich blind. Oder er treibt es mit seiner Verstellung zu weit. Denn nun fällt er hin und reißt das Netz mit sich herab. Und löst eine Kettenreaktion aus.

Wir können sowieso nichts tun. Wie war das? Komisches und Tragisches. Ich sehe zu Grabner hinüber.

„Nicht unsere Baustelle“, sagt Grabner. Alle lachen. Grabner klopft sich imaginären Staub von seinem Sakko. Er ist eine Bereicherung für unsere Runde. Und Jurist. Sagte ich das schon?

Nutztiere

Was heißt hier „Nutztiere“? Nutztiere sind selten, ganz wenige Arten, die sich dafür eignen, benutzt, genutzt, ja ausgenutzt zu werden, der Großteil existiert nur für sich, ist egoistisch, selbstverliebt, ohne Nutzen, führt ein reines Dasein nur für sich, Fliegen etwa. Insekten ohne erkennbare Zweckbindung. Selbstbezogen und gemein sind sie. Sie produzieren nichts, was uns dienen könnte.

Ich liebe Fliegen. So nutzlos. So einfach zu töten, ohne Gewissensbisse. Ohne größeres Aufsehen oder Widerstand zu erregen. Kein Tierschützer widmet sich dem Schicksal von Fliegen, Gesetzesparagraphen wurden für sie vermutlich noch nie bemüht. Es sind Tiere ohne Gesicht, ohne erkennbare Identität. Wer außer Kinderbuchautoren gibt schon Insekten einen Namen? Wer vergleicht sich mit ihnen? Wem taugen sie zum Beispiel? Zum Vorbild? Wer führt sie im Schilde, wofür auch immer? Der Herr der Fliegen ist der Teufel, heißt es. Sie herrschen über jeden Misthaufen und landen, wo sie wollen. Die Anzahl der Misthaufen hat sich allerdings stark reduziert, aber nicht der Mist. Essen kann man vieles. Natürlich auch Fliegen. Aber wozu, wenn es Besseres gibt? Hunde etwa und Katzen. Gerade der vielbeschworene angebliche Nutzen letzterer hält sich in Grenzen, wenn die Mäuse aus dem Haus sind.

Die nützlichsten Tiere werden nicht gegessen, sie sitzen im Darm und helfen beim Verdauen. Millionenfach. Unbedankt. Unerkannt. Ohne

im Scheinwerferlicht zu stehen. Überhaupt nicht im Licht lebenslang. Wir sind ihre Paten, ohne Patenschaft übernommen zu haben. Ihr Gnadenhof. Und leben auch von ihren Gnaden. Gnädigste, so sollten wir sie nennen. Von ihnen gibt es keine lustigen Videos im Internet. Und niemand verdient an ihnen. Hunde und Katzen sind rentabler. Gewöhnliche Nutztiere sind Sklaven, übertölpelte Lebewesen, Artgenossen zur Stützung einer anderen Art, meistens unserer. Wir sind ihre Schmarotzer. Ihre Unart-Genossen. Eben, keine Brüder und Schwestern. Auch nicht der Fliegen. So sehr sie uns auf die Pelle rücken, um die Nase schwirren, uns vor Augen halten, dass wir vergängliches Fleisch sind.

Ganz in Ordnung

Wie gut, dass es Schubladen gibt. Ohne Schubladen wäre diese Welt nicht auszuhalten. Überall sammelten sich Dinge, stapelten sich unzählige Gegenstände, lägen stets im Wege, versperrten Zugänge und behinderten uns, verdichteten den Raum auf ein unerträgliches Maß. Gut, dass es Schubladen gibt. Sie garantieren eine gewisse Freiheit. Bewegungsfreiheit.

Das Gleiche gilt natürlich auch für Kästen, Schränke und Regale. Aber am meisten dankbar bin ich den Schubladen, vor allem denen, die ich jahrelang nicht mehr geöffnet habe. Sie verschaffen mir Ruhe und Sicherheit, ja, diese erfreulichen Zustände könnte ich ohne sie nicht erleben. Eine ständige Bedrohung durch wuchernde künstliche Materie, die mein Gesichtsfeld dominierte und beengte, wäre die Folge. Tu was, ordne uns, das wäre ihr stummer Vorwurf, der dringende Aufruf, sich ihrer anzunehmen. Permanente Sachbearbeiterschaft die Folge.

So aber verschwinden die lästigen Dinge in den Schubladen und

können sogar vergessen werden. Gelassen betrachte ich die vielen, die unzähligen Laden, meinen persönlichen Beitrag zur Bändigung der Welt, zur Zivilisation der übermäßigen Kultur, gegen den Wildwuchs der alleingelassenen Dinge. Sie brauchen ein Ordnungssystem und jemanden, der sie einordnet. Das ist meine Lebensaufgabe, das gibt meinem Leben Sinn und Sicherheit. Aber das sagte ich schon.

Am liebsten sind mir Schubladen mit Schlössern. Und mit verloren gegangenen Schlüsseln. Oder solchen, die auch bereits in Schubladen ohne Aufschriften lagern. Meine Schubladen sind alle ohne Aufschrift. Das vermindert mein Begehren, nachzusehen, ob sie auch wirklich das beinhalten, was sie versprechen. Meine Schubladen sind so etwas wie anonyme Begräbnisstätten für die überflüssigen Dinge. Und es gibt viele, die ich nicht benötige, aber besitze. Ich bin kein Beduine, der überlegen muss, was er mit sich herumschleppt. Also kaufe ich oft gedankenlos, manche Dinge zwei- und dreifach. Und dreifach ist bereits auch die Reihe meiner Schubladenschränke in etlichen Räumen meiner drei Wohnungen. Die beiden hinteren Reihen, dicht an dicht stehen sie, sind somit einigermaßen gesichert, die Laden der vorderen können noch immer geöffnet werden, bei Erschütterungen könnte sich eine unbändigbare Flut von Objekten ergießen und mich überrollen, sofern die Laden nicht abgeschlossen wären, was die meisten jedoch sind. Aber es bleibt ein Restrisiko: die Schubladen, die gerade befüllt werden mit sinnlosem Zeugs. Und eines ärgert mich: Dass sie mich alle überleben sollen, diese Dinge. Dann wenigstens eingesperrt! sage ich mir.

Gegen die Produzenten all dieser oft unsinnigen Gegenstände ist ja schwer vorzugehen. Ganze Völker arbeiten an der Umwandlung der ungeformten Materie in geformte Dinge. Sie wissen genau, dass es Leute wie mich gibt, die sich damit nicht abfinden wollen, dass sich die Dinge unkontrolliert ausbreiten. Sie schaffen ganz bewusst Unsinnigkeiten, damit ich sie in ein Regelsystem bringe. Das ist Terror. Reiner Terror.

Ich kämpfe dagegen an. Aber ich bin natürlich nicht allein. Wir sind viele. Wir füllen die Laden und schließen sie ab. Immerzu.

Keine Rosen, keine Tiere

Ein uraltes Gewerbe üben sie aus, die Tätowierer, die sich auf Altersflecken, Falten, Brandwunden und Warzen spezialisiert haben. Einige amputieren auch. Nebenbei.

Man sucht sie nicht auf, sie kommen. Ungerufen, zu jeder Stunde, es bedarf keiner Auftragserteilung. Wer sie bezahlt, ist nicht bekannt, denn sie verlangen nichts. Kein Werbeschild kündigt von ihrer Existenz, aber alle wissen davon.

Freilich gibt es auch unter ihnen Könner und weniger Versierte. Nicht jeder hat eine sichere Hand und ein gutes Auge, nicht jede Nadel ist wirklich sauber und nicht jeder nimmt seine Aufgabe ganz ernst. Manche haben sich nur auf grobe Flecken spezialisiert, meist in Schwarz, Braun oder Rot. Sie arbeiten meist ohne jede Vorlage. Einige sind Meister der Linien, sie ziehen sie tief und nachdrücklich. Andere wiederum bleiben an der Oberfläche, sind subtiler, impressionistischer. Aber ihre Werke entfalten sich über Jahre und ergeben dann ein Netz aus Eindrücken und Einstichen. Sie erzeugen eine ganz eigene Kartographie und eine Geschichte, die nur sie verstehen.

Der erste Einstich erfolgt oft schon kurz, nachdem ein Kind geboren wurde. Erste Flecken werden angebracht, Unterscheidungsmerkmale, mal auffälliger, mal weniger. Trennungslinien eingesetzt, Sperrlinien, Außenlinien, die erst nach und nach mit Farben gefüllt werden, und Zeichen für die, die sie zu lesen verstehen. Rosen und Tiere und dergleichen überlassen sie den Einfallslosen, den Pfuschern, den Amateuren, den Behübschern.

Es ist eine Arbeit über Jahre, die sie treu verrichten. Auf die Wünsche

der Kunden gehen sie dabei allerdings nicht ein. Oft entstehen großflächige Gemälde, manchmal nur Miniaturen, pointilistische Bagatellen. Signiert wird erst am Schluss, in der letzten Stunde, der vermutlich schmerzhaftesten. Keiner hat bisher davon erzählen können. Und die Tätowierer sind verschwiegen.

Keiner kommt zurück

Sie war nicht willkommen, schon gar nicht erwartet. Sie war jemand, den man leicht vergaß. Eigentlich schon lange vergessen hatte. Und vorher auch nicht besonders bemerkt hatte.

Dass ausgerechnet sie, Hermine J., eine Frau, die in der Gemeinde keine öffentliche Funktion ausgeübt hatte, weder beim Frauenbund noch in der Goldhaubengruppe, nicht einmal als Tischmutter oder Fahnenpatin, ja auch nicht als Gattin eines Lokalpolitikers oder als Mesnerin sich irgendwelche Verdienste erworben oder sich sonst irgendwie hervorgetan hatte, dass ausgerechnet sie, die schon zu Lebzeiten zu denen gehört hatte, von denen viele nicht recht wussten, ob sie überhaupt noch lebte, weil sie auch nicht an den Pensionistenausflügen teilnahm, dass eben gerade sie nach ihrem Tode noch in einer Art und Weise von sich reden machte, die nur Verwirrung und Ärger stiftete, verdiente Gemeindemitglieder dem Gespött aussetzte und aufrechte Menschen an vielem zweifeln ließ, was bislang unumstößlich galt, das können ihr viele in S. nicht verzeihen.

Sie war nicht willkommen, niemand hatte sie erwartet. Am Sonntag nach Ostern, dem Weißen Sonntag, wie er auf dem Land noch immer genannt wird, erschrakten zuerst diejenigen, die sie auf ihrem gewohnten Platz in der Kirche sitzen sahen. Die meisten wussten zwar nicht, wie viel Zeit seit ihrem Begräbnis schon vergangen war, aber es mussten schon zwei oder drei Jahre sein.

Dabei hatte der Pfarrer noch am Ostersonntag als zentralen Satz formuliert: „Keiner ist bisher zurückgekommen.“ Um dann doch darauf hinzuweisen, dass dies einem doch gelungen sei, vor zweitausend Jahren und dies ein würdiger Anlass zum Feiern und für Hoffnung über den Tod hinaus sei. Ansonsten sei aber keiner bisher zurückgekommen. Und so werde es auch bleiben.

„Warum sollte man auch zurückkommen?“ hatten damals einige gedacht. Und „Gott sei Dank“ die andern. Auch „Wen interessiert das wirklich?“ „Spannend wär´s schon“, dachten sich einige, „aber wenn einer zurückkommt, dann stellte sich doch die Frage: Warum? Ja, auch: Wozu? Und wer wäre dafür in irgendeiner Weise geeignet? Sicher würde es ein Mann sein. Und außerdem: Wer wurde wirklich vermisst? Und warum würde er hierher zurückkehren, gerade in dieses Kaff, von wo die meisten auspendelten nach L.? Wenn man es sich aussuchen könnte, da gäbe es doch fürwahr ganz andere Destinationen. Abgesehen davon, würde man uns alle für verrückt halten, wenn wir behaupteten, da wäre doch glatt jemand zurückgekehrt.“

Verrückt, genau, verrückt, das glaubten dann einige auch, dass sie geworden seien. Opfer einer Sinnestäuschung. Von Strahlungen oder diesen Wellen, die von Handymasten und anderen Sendern ausgingen. Übermäßiger Alkoholgenuss, Fernsehkonsum – alles wurde kurz in Betracht gezogen, schnell überprüft, verworfen oder offengelassen. Sie war da, saß einfach auf ihrem alten Platz. Nicht erwartet, nicht vermisst, ganz leicht vergessen, und jetzt wieder da. Einfach so.

Ein Feuer in der Gemeinde, ein kleines Feuer, nein, eigentlich ein Brandanschlag. Genau dort wo man die Asche hütete und heiligte. Geraune, Gemurmel, lange Blicke, gesenkte Köpfe, Stoßgebete. Der Pfarrer merkte lange nichts, dann fiel ihm doch eine gewisse atmosphärische Unruhe auf und er sah Hermine J. auch. Routiniert setzte er die Messe fort, betonte, dass man zusammengekommen sei, Gott zu ehren und zu preisen. Beim Gebet für die Verstorbenen stockte er kurz, fuhr aber dann souverän fort.

Hermine J. war da, saß unter ihnen, wirkte nicht wie ein Geist, schien aus Fleisch und Blut zu sein, unverändert, wie manche sich dann doch erinnerten. War etwas anders an ihr? Hatte sie sich verändert? War nicht von der Auferstehung des Fleisches, des Körpers, die Rede, des Fleisches. Aber des alten Fleisches?

Sie ging nicht zur Kommunion. Aber das hatte sie früher auch nicht regelmäßig getan. Das Ende der Messe schien sich besonders hinauszuziehen, die Gebetstexte und Verlautbarungen hörten nicht auf. Was würde nach dem Segen geschehen?, fragten sich einige.

Der Pfarrer, der unter seinem Messkleid häufig schon Wanderkleidung und Bergschuhe trug, um möglichst schnell nach der Messe auf einen Berg zu kommen, musste sich in Windeseile umgezogen haben. Er wartete bereits mit zwei Pfarrgemeinderäten auf dem Kirchplatz auf die Unerwartete. Als hätten sie sich abgesprochen, sie abzupassen. Am Rande des Platzes einige scheue Beobachter. Vögel benahmten sich seltsam und zeichneten ein zittriges Muster auf den Himmel, umkreisten den Kirchturm und ließen sich auf dem Kirchdach nieder.

Hermine J. trat aus der Kirche, blinzelte ins helle Licht. Sie war, und das fiel jetzt erst auf, in Begleitung von zwei Fremden, zwei jüngeren, gut gekleideten Männern in dunklen Anzügen. Wie von einem Bestattungsinstitut oder einer Bank. Freundlich lächelnd beide.

Der Pfarrer ging auf sie zu.

„Wer sind Sie? Bist du es, Hermine?“

„Natürlich, wer sollte ich sonst sein?“

„Aber du bist tot.“

„Natürlich bin ich tot. Ich weiß.“

„Niemand hat dich angekündigt!“

„Das ist nicht üblich“, erklärte einer der beiden Begleiter. Es klang, als wäre er der Sprache nicht recht mächtig.

„Absolut nicht üblich“, sagte der andere.

Als alle still waren und sie anstarrten, sagte Hermine:

„Ich habe keine Ahnung, warum ich hier bin.“

Niemand regte sich.

„Eine Botschaft habe ich nicht und ich will auch nichts von euch.“

Jetzt traute sich einer der Pfarrgemeinderäte:

„Wo kommst du her? Wie ist es dort – drüben?“

„Ich habe keine Ahnung, wovon du sprichst.“

„Bleibst du länger – bei uns?“

„Zeit spielt für mich keine Rolle.“

„Brauchst du etwas, können wir etwas für dich tun?“

„Die beiden kümmern sich um mich, vielen Dank.“

Die Begleiter sahen wortlos zu, parallel bewegten sie ihre Köpfe.

„Und Sie, meine Herren, wer sind Sie, wenn ich fragen darf?“

Der Pfarrer klang amtlich.

Die beiden schienen es nicht gewohnt zu sein, dass man sie ansprach.

„Ich bin“, sagte der eine. „Der ich bin“, ergänzte der andere.

„Wir sind unterwegs. Wir wissen nicht“, sagte lächelnd der erste, der dem zweiten sehr ähnlich sah. „Wo wir sind“, ergänzte dieser.

Sie lächeln wie Idioten, dachte der Pfarrer und erschrak zugleich. Vielleicht waren es Engel.

„Aber du, Hermine, du weißt, wo du jetzt bist?“

„Bei den Toten, natürlich.“

Die beiden Gemeinderäte traten einen Schritt zurück, der Pfarrer wollte noch etwas sagen, aber Hermine J. und ihre beiden Begleiter setzten ihren Weg fort, gingen über den Kirchplatz, nahmen die Straße hinunter zum Ort und verschwanden hinter der ersten Kurve.

Verräter

Die Menschheitsgeschichte ist so kurz, die interessiert uns Affen nicht. Sie ist bloß eine Art Nachspiel zu unserer großen Zeit, wahrlich eine unglaubliche Nachäffung. Der Mensch, das Wesen, das aus der Tierart

geschlagen ist, hat sich sehr weit von uns entfernt. Zu weit. Er hat unsere Laute an die geschmeidige und lügnerische Zunge verraten, den Wald an die Bücher, die Kunst der geschickten Bewegung an den simplen senkrechten Gang und an die Fahrzeuge, die er bewegt und die ihn bewegen. Er hat die Vielfalt der Art an die Vielfalt der Dinge verraten, diesen den Vorzug gegeben. Die Sinne der Sinnestäuschung geopfert. Darum muss er sich Filme ansehen, um etwas zu erleben. Er ist konvertiert – und Konvertiten sind immer etwas fanatisch und suspekt.

Dass er sich unser schämt, das ist sicher. So viel Scham kann nur durch ständig wiederholte Verbrechen zugedeckt werden. Die Klügeren unter ihnen wissen das. Sie nennen es Geschichte. Oder Kultur. Beides ist mit Krieg und Aggression verbunden.

Was hat der Mensch gewonnen? Er wird es wissen. Wir glauben, er hat viel verloren. Aber das ist nur ein Gefühl. Wissen ist uns fremd und suspekt.

Menschen verbrauchen sogar die Zukunft, wir kosten bloß die Gegenwart. Kleine Stücke von ihr, nicht mehr als nötig. Wir hinterlassen keinen Geschichtsmüll, arbeiten nicht an Zukunftsprojekten.

Unsere Sprache kommt ganz ohne Wörter aus. Das ist ehrlicher und nützlicher. Jedes Wort trägt sein Gegenteil in sich, jede Antwort eine neue Frage.

Manchmal versucht der Mensch sogar wieder den Wald zu entziffern, aber es fällt ihm schwer. Er ist sein Feind geworden. Feindschaft entsteht aus Irrtümern und falsch verstandener Zuneigung, die Aneignung zur Folge hat.

Wir träumen von unserer großen Zeit. Unsere Geschichten sind aufgehoben in unseren Träumen. Wir träumen viel. Die Träume der Menschen sehen vermutlich anders aus.

Doch die Zeit des Menschen ist abgelaufen. Er ahnt es, befürchtet es, aber glaubt es nicht. Er hofft, dass sein vergrößertes Gehirn ihn retten wird, seine Logik, seine geliebte Ratio. Der Logos steht aufrecht, aber

auf schwachen Beinen. Wenn es ihm die Füße wegzieht, nützt der Kopf nicht viel. Das vergrößerte Gehirn macht ihn instabil. Seht nur: Er schwankt. Er muss viel Blut nach oben pressen. Das ist anstrengend. Denn jeder Körper fällt. Gehen ist ein temporär funktionierender Kompromiss zwischen Fliegen und Fallen. Fliegen ist ihm nicht gegeben. Bleibt nur der Fall. Sein Ende wird jedoch kein Einzelfall sein, sondern ein gemeinsamer Untergang.

Er glaubt, er sei die rechte Hand eines Wesens, das er Gott nennt. Zumindest ein Link zu ihm. Dabei ist er nur ein zu weit vorgeschobener Vorposten von uns, der sich verirrt hat und bald vergessen sein wird.

Roswitha Klaushofer

Dein herrisches Temperament

aus „Brief an den Vater“

Dein herrisches Temperament,
es speit im Reden Herrenmacht.

Deine Rechte presst am Mehr. In
mein hartes Eden, sperrte mich

meine Hirnsparte. Dem Stecher
endet reine Phrase, schimmert –

dreht meinen Restspeer am Ich-
stern. Deine Racherispe hemmt

meine Sprache trister Hemden.

Wenn du schreiend um den Tisch herumliefst
aus „Brief an den Vater“

Wenn du schreiend um den Tisch herumliefst,
nennt Wehes in mir es Furche. Du duldest mich,
rennst um Ferse. Ich steh und leide mich wund,

meide deine Sicht, such Huld, wenn Fernsturm
um mein Furchtende weint. Heiss der Schlund,
du immer Fels, wendest dich nie. Enthusch nur!

Ich verstummte gaenzlich
aus „Brief an den Vater“

Zeit im Vermachten schlug –
im Gesicht, Zucht vermalen.

Ich verzag stumm. Leichten
Muts im Gelach verzichten –

verstummen. Ach, zeig Licht!

In deinem Lehnstuhl regierst du die Welt
aus „Brief an den Vater“

Liste im Hirn, Geistwedeln und Herd. Leute,
Sturhirn will den Sieg hueten! Meldet die

Leiden in Helle ihm. Du wuetest streng! Dir
ist Leistung die Welt. Lehm-uhren, dir Ende

der Wege. Dein Steinhund heult Stille. Mir
regierst Du, Listheld, mein Wundenheil.

Im Lehnstuhl wird eine Stunde geeilt, der
hier in Demut dient, geht. Seel will Rundes.

Es ist wie wenn einer gehaengt werden soll
aus „Brief an den Vater“

Es ist, wie wenn einer gehaengt werden soll.
Still war es. Wogen gehen, wenn er die Steine

ins Wort legt – eine Wende als Sehen weigern,
wenn seine Hand in Leerwege steigt. Wer los-

rennt, siegt ohne Gewissen. Die Ware Wellen:
Angst ewig in Hirne senden, wo er Weltseele

nennt. Wir – so willige Herdenwesen. Gaeste.

Diese kleine Frau nun ist mit mir sehr unzufrieden
aus „Eine kleine Frau“ (in „Ein Hungerkünstler“)

Diese kleine Frau nun ist mit mir sehr unzufrieden,
sie findet immer neue Fakten. Ihr linsrundes Ui, zur

Eulenzzeit, redet frei. Und Eishuf sank im Irrsinn um
ihr unzufriedenes Sein, kreist am Du meiner Luft. In

Krise frisst du mir neu, meine unrunde Zeit fahl. Ein
zu laut erkenne – es ist dein Eismund! Riff – ruhe in mir.

Die kleine Frau ist immer hier. Nun streif uns, zuend
das Mutlied. Reihe fiese Rufe! Sturz in mein Kinn, nur

im Lift dein Sieden. Um Sturhirm, Kerzen fuer ein Aus.
Ein Ruf zur Ruine. Seht, in dem Kreismaul sind Tiefen!

Stirn, friere die Seiten kahl, nun summ zufrieden: Ui.
Nur Maske mit Leine streife nie, find zur Ruh und sei

du, kleine Frau, seit mein Mund ein Es fuhr, Reizstirn.

Was sollte nun der Hungerkuenstler tun
aus „Ein Hungerkünstler“

Was sollte nun der Hungerkuenstler tun?
Ruhn! Rotes Wundkauen. Sturengeln. Stell

Wolkenreh aus Letterdunst. Uns lungern
Erdknollen. Hungerstau nur Nest. Wulste

stoeren Uhren. Urkunst leg Stundenwall.
Er hungert uns Weltrollen aus Kunstend.

**Er lag auf seinem panzerartig harten Ruecken und sah
aus „Die Verwandlung“**

Er lag auf seinem panzerartig harten Ruecken und sah,
auf seine zuckend harte Haut. Genarr? Plan es, erring am

Kasten Halt. Da, nur ein Gezerre, ein grauer Napf – Schaum.
Auf der Matratze, ein Laken. Riech Urgespann, nag Ruh. Es

ist die Rueckenhaut! Anfaenger zernn eng am Pulshaar.
Scharf die Zange um Angstkern. Hirnraute. Eulenpaare

im trauten Hain – Leerpfade. Ach, Zungengruen, karr Asse!
Am Anfang Spiel. Eine Art naher Dauergeruch senkt zur

Nacht das Peil, eh es mein Auggarn zerkaut. Narrenrufe:
Ein Nichtsnutzer, Mauerkaefer! – Randlange Grauphase.

Hartnah ragt der Panzer aus seinem fauligen Ruecken.

Besonders oben auf der Decke hing er gerne
aus „Die Verwandlung“

Besonders oben auf der Decke hing er gerne,
besang ohne Sorge, Runderdecke. Befreiend der

Fang, schon kunden drei Gerber Ode. Rebe es,
foerdere dein banges Denken. Burgsee roch,

hoere Beckengrund, Regendose. Freies Band -
Beinsegen. Du an der Decke, borge fernes Ohr,

gib Rohrsonde fuer enges Ende - decke Narbe.
Gib Rohrsonde fuer enges Ende, Rabendecke.

Noch immer unentschieden. Franz.
aus „Postkarte an Felice Bauer“

Sitzend im Furchenarm. Echo, nenn
Scheren, umnachte mein Zinndorf,

schief, zerronnen im achten Mund.
Schirme in Nachtformen, zuenden

nach Normen. Mein Federschutz in
Schmutzfirm. Ordne Namen, Eiche

such, renn, nimm Freizonen! Dachte,
Echtsonnen reizen, dimm, ruf nach

Zeitachsen, Normfurchen im Denn!
Noch immer unentschieden. Franz

Es ist nicht notwendig, dass du aus dem Haus gehst.
aus „Zürauer Aphorismen“

Es ist nicht notwendig, dass du aus dem Haus gehst,
das wiegt und sendet, saugt dich aus. Miss Hohn! Es

geht um dich: Sohn, steig aus! Weissast und Tand des
Suessgeists ums Handgedicht, wo dein Hautstand,

Mohndichtes saugt. Wisse, Sandsteg haust und die
Augsimse nisten hoch, das weht die Stund. Du sagst:

Es ist notwendig, dass du nicht aus dem Haus gehst!

Wolfgang Kauer

Der Doppelgänger

(Eine fast schon autobiografische Erzählung)

Am Ende hatte ich stundenlang vergeblich auf Mitnahme gewartet, als eine schneeweiße Limousine abbremste und langsam ausrollte, so, als hielte der Fahrer nach jemandem Ausschau. Er gab mir jedoch kein Handzeichen, wie es andere Lenker tun, wenn sie einen Tramper mitzunehmen bereit sind. Stattdessen starrte er geradeaus vor sich hin ins Leere, so wie der mürrische, am Borgo-Pass wartende Kutscher, der dem Schloss des Grafen Orlok fremde Gäste zuführt. Durch Unsicherheit gehemmt, ob sich das Anhalten auf mich bezöge oder einer Motorpanne geschuldet wäre, zögerte ich anfangs loszugehen. Doch vom dringlichen Bedürfnis getrieben, die nächste Stadt noch vor Einbruch der Nacht erreichen zu müssen, öffnete ich schließlich die Wagentür und ersuchte mit gepresster Stimme um Mitnahme.

Der Fahrer antwortete nicht. Dennoch: Befreit von der Last sank ich erleichtert in den Beifahrersitz, der mit weichem Leder bezogen war und ganz und gar nicht zu meinem ärmlichen Outfit passte. Der vornehme Lenker würdigte mich keines Blickes, als würde er mich schon lange Zeit kennen oder aber im nächsten Moment aufs Straßenbankett befördern wollen. Doch er wies mich nicht zurück, sondern fuhr langsam los. Würde ich mit meinem Optimismus Recht behalten? *Richtiges Auffassen einer Sache und Missverstehen der gleichen Sache schließen einander nicht vollständig aus.*

Bald sah ich mich abermals im Stummfilm „Nosferatu“ sitzen, diesmal lautete der Untertitel: *„Ich müsste ein verweintes Leben führen, wenn ich nicht in deine Augen blicken dürfte!“* Es waren dies des Fahrers erste unverblümt blumigen Worte. Verlegen grinste ich, denn das Blau meiner

Augen wurde von Frauen in der Tat nicht selten gepriesen. „Augen eines Menschen sind ja eigentlich die Fenster zu seinen Gedanken!“, setzte der Fahrer die Untertitelung fort. „Oder aber Fenster zur Denkungsart!“, konterte ich im Sinne Goethes.

Indem er mir ein Nachtlager anbot, mutierte er nun endgültig zum Kutscher im Stummfilm. „Bloß für den Fall, dass in der Stadt kein Quartier mehr frei ist!“, setzte er nach. „Wir haben gerade Messe und die wenigen Hotels sind ausgebucht.“ *Ein Käfig ging einen Vogel suchen.*

Mit der Erklärung, ich würde an diesem Abend bereits von einer Dame erwartet, schlug ich sein Angebot aus. Dabei hatte ich jene Radlerin vor Augen, die ich in der Jugendherberge einer anderen Stadt kennen gelernt hatte. Wir hatten für diesen Tag ein gemeinsames Etappenziel vereinbart. Tagsüber hatte ich fast die gesamte Distanz per Anhalter geschafft, bis die Erfolgsserie nur wenige Kilometer vor dem Tagesziel gerissen war.

Ich wunderte mich, wie der Fahrer mein Augenblau preisen konnte, wenn er nie zu mir aufblickte. Waren seine Worte nur leere Floskeln? Die Herberge erwies sich tatsächlich als mit Reisenden randvoll belegt. Als später Gast hatte ich keine Chance mehr auf Quartier, aber ich traf hier auf meine Radlerin und überraschte sie bei der Zubereitung eines Fertiggerichts. Neben ihr hockte schon wieder jener holländische Bahnreisende, der uns bereits am Vorabend belauert und belästigt hatte, indem er jeden Respekt vor unserem zart wachsenden Band vermissen ließ. In den kurzen Momenten, in denen mir die Radlerin ihren makellosen Hals darbot, wurde ich nach wie vor das ungute Gefühl nicht los, er wolle sie mir ausspannen, indem er mit Rotterdamer Redekunst alles zudeckte, was an Signalen zwischen uns funkte. Je prächtiger das Pflänzchen unserer Zuneigung gedieh, desto deutlicher sein Verhalten, meine Persönlichkeit abzuwerten und sich so zwischen uns zu drängen, um unser Pflänzchen zu versengen. Die Spannung wuchs, denn während der Holländer meiner Radlerin schamlos Avancen machte, musste ich mich um eine Übernachtungsalternative umsehen.

Notgedrungen verschob ich die Fortsetzung unseres Turtelns auf den nächsten Morgen, dann würden wir erneut die Tagesetappe festlegen, deren Länge und Verlauf der aktuellen Witterung geschuldet wäre. Parallel zu radeln und zu trampeln bedeutete, zwei denkbar ungleiche Fortbewegungsarten zeitlich in Einklang bringen zu müssen. Im Hinblick auf tägliche Zweisamkeit hätte ich – wie der Holländer – mit Bus und Bahn zeitsparender reisen können. Aber dafür fehlte das Geld. Die bequemste Lösung für mein anstehendes Problem lag im Rückgriff auf das Nächtigungsangebot des Autofahrers. Derselbe wartete ja immer noch vor der Tür, weil er meinen Reisesack auf seiner Rückbank liegen hatte.

Er würde mich tags darauf wieder hierher zurückbringen, versprach er, bevor ich sein Angebot annahm. Während fortgesetzter Fahrt durch die fremde Stadt wurde die Frontscheibe so heftig geflutet, dass ich es nicht mehr schaffte, mir Orientierungspunkte einzuprägen, und ich hatte nicht die geringste Ahnung, wo wir uns befanden, als wir zu einer einsamen Villengegend abbogen. Mit der Fahrt endete auch der Gussregen. Jetzt fragte ich nach seinem Vornamen, den er mir nicht ohne Stolz präsentierte. Besser hätte ich mich zuerst nach dem Stadtteil und dem Straßennamen erkundigen sollen.

Als mir Norman seinen Autoschlüssel herüberreichte, forderte er mich zugleich etwas unwirsch auf, mit dem Aussteigen so lange zuzuwarten, bis er im Haus verschwunden sei. Dann erst dürfe ich mich vom Sitz erheben, den Wagen abschließen und samt Reisesack nachkommen. Diese Vorschreibung schien mir etwas seltsam zu sein. Aber ich vermutete, dass es ihm wegen des möglichen Tratsches unter Nachbarn peinlich sein könnte, einen Fremden zu beherbergen. Allerdings hatten die Parzellen hier die Größe von Parks, das nächste Haus lag Hunderte Meter entfernt und an und auf der Straße war niemand zu erblicken. Warum also diese Vorsichtsmaßnahme?

Als ich Normans weiß lackiertes Holzhaus erreichte, stand die Haustür angelweit offen und freundlich gelbes Licht flutete mir entgegen. Doch

erschrak ich heftig, als hinter mir lärmend die Tür ins Schloss fiel. In Kehrtwende erkannte ich ihn, Norman, im Torwinkel kauern. Er hatte mir aufgelauert, die Tür zugeworfen und drehte nun den Schlüssel zwei Mal um, bevor er ihn in die Hosentasche gleiten ließ. Danach herrschte er mich aufgeregt an, ich möge auf keinen Fall Wände berühren, nirgendwo dürfte ich Fingerabdrücke hinterlassen. Solche verbale Gewaltakte deutete ich als Anzeichen einer beängstigenden Entwicklung, aber, um zu deeskalieren, tat ich so, als wäre nichts Ungewöhnliches geschehen.

Mit freundlicheren Worten lud er mich nun an den Wohnzimmer-Kamin. Im Auto hatte er noch versprochen, ich würde meine nassen Stutzen am offenen Kaminfeuer trocknen können. Aber es stellte sich heraus, dass er gar keinen offenen Kamin besaß, sondern bloß die blecherne Attrappe einer Elektroheizung. Eigenmächtig warf ich meine Wollstrümpfe übers heiße Blech. Dann saßen Norman und ich uns gegenüber und misstrauten uns.

Als er sich am Herd zu schaffen machte, um Tee zu kochen, folgte ich ihm in die Küche. Dabei gewährte ich, dass die wenigen Lebensmittel, die zu sehen waren, quasi von unbegrenzter Haltbarkeit waren. Konkret handelte es sich um Teebeutel, Kekse und Milchpulver. Ich argwöhnte, dass Norman gar nicht hier wohne und bloß so tat, als ob. War das Haus unauffälliger Schauplatz von Verbrechen? Meuchelte Graf Norman hier fremde Gäste?

Im weiteren Gespräch stellte sich heraus, *dass er etwas in mir zu vermuten schien, was gar nicht in mir war, aber seine Aufmerksamkeit auf sich lenkte, indem er es vermutete*. In seiner Gegenwart verlor ich den Boden unter den Füßen. Während er redete und redete, konstruierte er krampfhaft eine Geschichte, die belegen sollte, dass ich schon einmal in diesem Haus übernachtet hätte. Dabei hätte ich ihm versprochen, ein gemeinsames Ritual durchzuführen, dessen Abgründe er mir gegenüber nicht wiederholen wolle, denn beide hätten wir Verschwiegenheit gelobt. Zwischen uns sei vereinbart worden, dass er zum Täter

werden dürfe, nur so weit wäre er meinem schlechten Gedächtnis nachzuhelfen bereit.

Meine Identität geriet zunehmend in Gefahr. Ein Jemand, der mir ähnlichsah, war offenbar schon vor mir hier abgestiegen. In Gedanken bereitete ich mich auf ein mögliches Treffen mit diesem Doppelgänger vor. Was machte mich ihm gegenüber einzigartig? Eine todsichere Zuschreibung meiner Identität war allein durch Fingerabdrücke möglich. Ich drückte also gleich einmal meinen Daumen am Glastisch ab, um künftige Polizeiarbeit zu erleichtern, eine mögliche Suche nach Spuren meiner Anwesenheit in diesen Räumen.

In einem unbeobachteten Augenblick streckte ich mich auch nach der lackierten Holzleiste über dem Türrahmen, einer Stelle, von der nicht zu erwarten war, dass Norman dort, sollte er zum Täter werden, meine verräterischen Fingerabdrücke vermutete. Da nicht einmal meine Radlerin wusste, wo ich die Nacht verbrachte, setzte ich noch durch weitere Fingerprints Signale meiner Identität, als Vorsichtsmaßnahme gegenüber einer erwartbaren Spurenbeseitigung durch Norman.

Den Startpunkt für sein angekündigtes abgründiges Ritual glaubte ich darin zu erkennen, dass er Tassen servierte, in denen Milchpulver das Teewasser trübte. Ich dachte an K.-o.-Tropfen. Als er die Küche nochmals aufsuchte, um nach der Zuckerdose zu greifen, vertauschte ich eilends unsere Tassen, so wie man es im Film sieht, um den möglichen Giftanschlag zu vereiteln. Dabei hatte ich allerdings nicht mit Normans Intelligenz gerechnet. Er kannte offenbar die gleichen Filme wie ich und hatte den geheimen Tassentausch sogar ins Kalkül gezogen, denn er ließ den Tee unberührt, ja, er nippte nicht einmal daran, was mich wohl als entlarvt aussehen lassen sollte. Bis zum Erkalten seines Tees sorgte ich durch Unterdrücken des Harndrangs dafür, dass er, der auf Zeit setzte, keine Möglichkeiten zum Rücktausch mehr vorfand.

Bei meinem Gastgeber erlebte ich ein Feuerwerk an Eindrücken, wie sie nur eine gespaltene Persönlichkeit vermitteln kann. Einmal zeigte er sich freundlich und großzügig, im nächsten Moment wechselte sein

Temperament und die Stimmung kippte ins Bedrohliche: „*Eine solche Nacht will nicht im Bett verschlafen sein! Bedenk doch, wie viele glückliche Gedanken man mit der Bettdecke erstickt, wenn man allein in seinem Bette schläft, und wie viele unglückliche Träume man mit ihr wärmt!*“ Beschämt beeilte ich mich zu antworten, um die Situation zu verharmlosen und so jeder Aggression den Auftrieb zu nehmen. „Ist es nicht merkwürdig, dass nur die Nacht imstande ist, uns ganz in Erinnerungen zu tauchen?“, schwärmte er und las in mir den Doppelgänger.

Allmählich sorgte ich mich um meine Identität. Wie gelang es ihm bloß, so zu tun, als wäre der Andere wirklich? Wollte er mich glauben machen, dass ich unwirklich sei? Er redete und redete. Stark ermüdet verlor ich die Erinnerung, welche Gründe ich gehabt hatte, an der Existenz dieses Anderen zu zweifeln.

Mit schweren Lidern ermahnte ich Norman, dass er mir anfangs ein eigenes Zimmer versprochen hatte, und unterdrückte mein Gähnen. Während einer seiner guten Phasen ließ ich dann nicht mehr locker und forderte vehementer und verzweifelter mein Recht auf Schlaf ein. *Das Gute war in gewissem Sinne trostlos.* Erst nach mehreren Interventionen führte er mich vor den versprochenen Raum im ersten Stock, vor dem ein Langspiegel hing. Sobald er mich darin erblickte, richtete er eine Forderung an mich, die deutlich den Wechsel seiner Persönlichkeit signalisierte: Er drängte sich neben mein Spiegelbild und verlangte von mir, mich nach oben zu strecken, damit er im Abgleich mit der eigenen Körperlänge meine volle Größe ermitteln könne. Da er nicht dem Beruf des Schneidermeisters nachging, erkundigte ich mich misstrauisch nach dem Zweck des Vergleiches. Offenbar hatte ich Recht mit dem Verdacht, der Abgleich vor dem Spiegel könnte sein abgründiges Ritual vorbereiten, denn Norman verkündete nun geradeheraus, dass er sich in dieser Nacht noch nicht schlafen legen, sondern erstmal im Garten ein Loch ausheben werde.

Bei mir herrscht höchste Alarmbereitschaft. Die Verwendung eines solchen Loches konnte er auf Nachfrage nicht erklären, scheinbar

überblickte er noch gar nicht den gesamten Ablauf seines grausamen Rituals. Konkretes konnte seine Vorstellungskraft noch nicht fassen. Durch Vertauschen von Identitäten stellte er aber zweifellos meine Existenz in Frage. Der für meinen Doppelgänger geplante und womöglich an mir vollzogene Ritus entpuppte sich als ein Work in Progress, nach dem Motto: Mal sehen, wie sich das Opfer verhält!

In diesem Moment fühlte ich mich wie das Kaninchen vor der Schlange. *Geständnisse werden dann am klarsten, wenn man sie widerruft*, dachte ich, als Norman auf meinen Schrecken reagierte und wieder den Gutmenschen hervorkehrte. Entschiedenenes Handeln hatte mir hier schon ein eigenes Zimmer eingebracht, nun hieß es, das begonnene Ritual augenblicklich zu stoppen und trotz bleierner Schwere alles Weitere selbst in die Hand zu nehmen. Fortan war ich es, der ihn kommandierte, und Norman ließ zu, dass ich meine wenigen Trümpfe ausspielte.

Mit der Forderung nach Privatsphäre drängte ich ihn ins Untergeschoss. Offenbar verletzte ich Normans Narzissmus, denn ich hörte nur noch, wie unten die Haustür zuknallte. Erleichtert atmete ich auf. Ich hoffte, fortan das gesamte Gebäude für mich allein zur Verfügung zu haben, denn er würde wohl anderswo übernachten. Das Untergeschoss beschränkte sich auf Flur, Wohnzimmer und Küche und hier oben gab es bloß einen Nassraum und ein großes Zimmer mit Balkon und Ehebett, in dem ich schlafen würde. Durch meine Anwesenheit stand aber für Norman kein Schlafplatz mehr zur Verfügung. Einesteils beruhigte mich diese Sachlage, andererseits versetzte sie mich in Panik, denn was tun, wenn Norman zurückkehren und versuchen würde, sich neben mich ins Ehebett zu legen? Was heißt hier schlafen legen? Schlieft er überhaupt? Er würde eher fortfahren, sein abgründiges Ritual an mir auszuüben, dessen Ende er sich selbst noch gar nicht ausmalen konnte. In Gedanken sah ich ihn im langen Nachthemd und mit erhobenem Küchenmesser in der Zimmertür stehen.

Ich muss möglichst alles zusperren, dann habe ich meine Ruhe, dachte ich und prüfte sämtliche Türschlösser. Doch nirgendwo steckte ein Schlüssel. Nur auf der Ablage im Nassraum lag einer. Am besten dusche ich gleich, solange ich noch ungestört bin, dachte ich und drückte den Schlüssel ins Loch. Doch mit Entsetzen musste ich zur Kenntnis nehmen, dass er nicht zum Schloss passte, auch bei allen anderen Zimmertüren nicht. Norman hätte mich nicht deutlicher verhöhnen können: Er stellte mir einen einzigen Schlüssel zur Verfügung, der nirgendwo sperrte! In Gedanken sah ich ihn hämisch grinsen.

Womöglich machte er sich inzwischen im Garten zu schaffen, quasi als nachtaktiver Totengräber. Der Blick aus dem Waschraumfenster ergab zwar, dass der weitläufige Garten bloß über und über mit Laub bedeckt war. Irgendwo da unten im Schattenflirren des Mondes würde jedoch gerade mein Grab entstehen.

Wie konnte ich mich vor dem weiteren Verlauf dieses Rituals schützen? Ich musste mir ein Warnsystem ausdenken, ein mechanisches Alarmsystem, das mich bei Gefahr weckte, am besten ein akustisches Signal. Welche Mittel hatte ich zur Verfügung? Fallende Tassen erzeugen Lärm, doch könnte der Anblick zerbrochener Keramik hernach seinen Zorn entfachen und eine Kurzschlusshandlung wäre die Folge. Deshalb beschränkte ich mich auf den Schlüssel als Lärmquelle. Beim Rückzug ins Schlafzimmer klemmte ich dessen schmalen Griff im Türspalt ein und lehnte zusätzlich den Reisesack gegen die Tür. Falls jemand von außen öffnete, fiel der Schlüssel zu Boden und verursachte lautes Klirren, das mich wecken würde. Zusätzlich würde sich der Reisesack dem Eindringling entgegenneigen und den Schwenk der Türe verzögern.

Nichts mehr im Haus regte sich, als ich das Licht ausknipste. Gelegentlich wanderte noch ein fernes Scheinwerferlicht über die Zimmerdecke. Meist war es im Zimmer so dunkel, dass keine Konturen erkennbar waren. Irgendwann übermannte mich der Schlaf und gewann an Tiefe. Was ich träumte, ich kann es nicht mehr sagen.

Doch plötzlich gewahrte ich ein Geräusch im Raum. Irgendetwas schleifte deutlich über den Holzboden. Sobald ich realisierte, wo ich erwacht war und in welcher Situation, geriet ich in Angst und Panik. *Ich war steif und kalt, ich war eine Brücke, über einem Abgrund lag ich, diesseits waren die Fußspitzen, jenseits die Hände eingebohrt, in bröckelndem Lehm hatte ich mich festgebissen.* Ich starrte in die Finsternis, meine Augen konnten nichts erkennen. Im Moment war alles ruhig. Angespannt überlegte ich, woher das Schleifgeräusch stammen könnte. Da fiel mir wieder ein, dass ich an der Tür ein Sicherheitssystem aufgebaut hatte. Das Schleifgeräusch musste vom Reisesack stammen. Das konnte nur bedeuten, dass ihn jemand bewegt hatte. Warum hatte ich den Schlüssel nicht fallen hören? Hatte der Reisesack dessen Aufprall gedämpft? Ich lauschte weit in die Stille hinein, die ich in diesem Moment als ein Meer aus schwarzer Watte erlebte.

Da vernahm ich hell und leise einen einzelnen Tritt im Raum, keinen entschlossenen Schritt vorwärts, dem gleich ein zweiter folgen würde, sondern es lag darin etwas Zögerliches, Abwartendes. Ich hatte genug gehört. Es musste sich um Norman handeln, der ins Zimmer eingedrungen war. Wieder sah ich ihn in Gedanken mit dem kreisenden Küchenmesser, das nach mir suchte. In vollkommene Dunkelheit gebettet fühlte ich mich noch davor geschützt. Doch beim ersten Scheinwerferlicht an der Zimmerdecke würden sich die Bedingungen schlagartig ändern und Norman würde sich mit dem Messer auf mich stürzen.

Daher fasste ich allen Mut eines Todgeweihten zusammen und herrschte den Unsichtbaren an, er möge augenblicklich von hier verschwinden. Dieser Forderung verlieh ich durch eine solche Lautstärke Nachdruck, dass ich selbst darüber erschrak, wie sehr ich die dunkle Stille des Raums zerriss. Das Brüllen war die einzige Waffe, der ich mich situationsbedingt bedienen konnte, lag ich doch in Wahrheit unfähig zu jeder körperlicher Regung da. Nur auf die Stimmbänder war noch Verlass.

Aus der Dunkelheit erreichte leises Fluchen mein Ohr. Tatsächlich hatte er sich ins Zimmer geschlichen, und nur meine heftige Abwehrreaktion hatte Normans Vorhaben vereitelt, egal, worin es bestanden hätte. Nur so konnte Schlimmeres verhindert werden. Und wieder reagierte sein sensibles Ich mit überstürzter Flucht aus dem eigenen Haus. Es hätte mich interessiert, wie er gekleidet war, ob er, so wie ich es mir filmgetreu vorstellte, tatsächlich im langen Nachthemd und mit erhobenem Messer ..., aber ich konnte es nicht in Erfahrung bringen, denn unten knallte wieder die Haustür ins Schloss.

Ich wollte bis zur Dämmerung wach bleiben, sank jedoch in den Halbschlaf. So hundemüde, wie ich nach dieser Horrornacht war, glitten mir die Beine aus dem Gehen, sobald ich mich die Treppe hinabtas-tete. Schneller noch eilte mein Schatten die Wand entlang. Dann krachte ich rechts gegen eine Tür, wie schon mein Vater immer rechts gegen Türen gekracht war. Von ihm hatte ich diesen Rechtsdrall bei Erschöpfung.

Obwohl mich die Schwäche übermannte, überwand ich mich, die Kellertreppe hinabzusteigen. Ich war mir so sicher, unten auf mindestens einen Toten zu stoßen, wahrscheinlich meinen Doppelgänger. Konnte es denn anders sein, als dass dort sein Gerippe auf Erlösung wartete, entweder im Lehnstuhl hockend oder in einen Sarg gepflockt? Als ich unten ankam und angsterfüllt um die Ecke lugte, bestätigte sich mein Verdacht jedoch nicht. Oder war es Norman gelungen, die gesamte Identität des Doppelgängers auf mich zu übertragen? Wir mischen doch stets das, was wir erwarten, mit dem, was wir sehen!

Als ich die Strümpfe abgehängt und den Reisesack geschultert hatte, traf ich Anstalten, das Haus mit leerem Magen zu verlassen. Er könnte bald wiederkehren, fürchtete ich. Für diesen Morgen war ja das Wiedersehen mit der Radlerin vereinbart, mit dem Ziel, unseren nächsten Übernachtungsstopp festzulegen. Ehrlich gesagt, ich kannte meinen Standort nicht und wusste ebenso wenig, wie ich zur Herberge gelangen könnte, wo sie auf mich wartete. Ließ sich denn ihr makelloser

Hals noch vor den Klauen des Holländers retten? Ermunternd war sie mir am Vortag entgegengekommen. Ihre Hände hatten sich kalt angefühlt, die Lippen nicht. Da erwärmte sich mein Herz und ihr drängelnder Kuss wurde mir wichtiger als die Landschaft.

Im Moment fühlte ich mich noch zu schwach, um die Klinke nach unten zu drücken. „Herr Graf haben mir nachts das letzte Blut aus den Adern gesogen! Er haben an der Erwähnung meiner Radlerin Anteil genommen, als wäre Er ihr an meiner Stelle nahe gewesen, als würde sie Ihn empfangen haben, als würde die weiche Wölbung ihres gestirnten Himmels sich Ihm geöffnet haben!“

Aber war nicht eine noch größere Gefahr zu beachten? Ein wenig wartete ich noch mit dem Öffnen der Haustür, denn es überkam mich neuerlich eine Vision. Im Tagtraum wurde meine Radlerin zum Operationstisch geschoben, aber ich, ihr Arzt und Heiler, hatte auf die letzte Visite, eine letzte Ermunterung, vergessen. In meinen größten Ängsten machte sich bereits der Holländer an ihrem Körper zu schaffen. Gerade weil ich sie geküsst hatte, hatte er sich unbemerkt an sie herangemacht. Während er sich nun im OP-Saal – in meinen Arztmantel gekleidet – über sie beugte, musste ich ohnmächtig draußen ausharren. Die schwere Stahltür ließ sich von außen nicht öffnen und niemand schob meine Radlerin in den Aufwachraum. An den Operationstisch gefesselt, war sie ganz ihm und seinen Handlungen ausgeliefert. Der Holländer konnte einiges in meinem Namen anstellen, und später würde dann ich als Arzt und Heiler dafür verantwortlich gemacht. Ich hoffte immer noch darauf, dass sich Stahltür öffnen würde, doch es war schon Feierabend und auf der Intensivstation erloschen die Lichter. *Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt – Es war niemals wieder gutzumachen.*

Endlich drückte ich die Klinke nieder. Die Tür war unversperrt. Verdächtigte ich den Gastgeber zu Unrecht der Freiheitsberaubung? Nun würde ich sie beide wiedererlangen, die Freiheit und meine Radlerin mit dem makellosen Hals, jubelte das Blut in meinen Adern. Doch

sobald die Tür aufschwang und mich Tageslicht blendete und ich begann, den ersten Schritt in die Freiheit zu setzen, erhob sich vor mir ein dunkler Schatten, der mich zurück in den Flur drängte. „Herr Graf haben mir wieder hinter der Tür aufgelauert?“

Bewaffnet mit einem Einkaufssack riss Norman das Handlungsmoment an sich und warf wieder einmal die Haustür hinter sich ins Schloss. Zwei Mal polterte der Schlüssel darin und ich blieb weiterhin Gefangener, dabei hätte ich zur Herberge eilen sollen, um meine Radlerin zu retten.

Er tat plötzlich so, als hätte es zwischen uns keine außergewöhnlichen Vorkommnisse gegeben, und deckte alles mit einem üppigen Frühstück zu. Wie einen Staatsgast bediente er mich, aber je mehr er aufstichtete, desto grausiger wurde mir ums Herz, denn ich würde meine Radlerin verpassen, wenn er mich nicht schnellstens zur Herberge brächte. Mit keinerlei Gewissheit könnte ich sagen, wo am Ende des Tages nach ihr zu suchen wäre. Außerdem war da der Holländer, der ihr nachstellte. Wurden dessen Avancen inzwischen von Erfolg gekrönt? Legten die beiden etwa schon gemeinsame Tagesetappen zurück, und bloß ich wusste nichts davon?

Normans Ausführungen über Herkunft und Beruf beanspruchten ungewöhnlich viel Geduld. Er unterrichtete Religion und Ethik, hatte aber gerade Auszeit genommen. Schließlich fragte er mich bis ins Detail über dies und das aus, als wäre am Vorabend keine Zeit dazu gewesen. Auf seinen Transport angewiesen, musste ich gute Miene machen zum bösen Spiel. Doch forderte ich ihn ohne Ende auf, mich endlich an der Herberge abzusetzen. Stattdessen schwadronierte er weiter und fragte ins Grenzenlose. Ich hatte ganz den Eindruck, er wolle meinen weiteren Verbleib im Haus erwirken, worauf einzugehen mir nie in den Sinn gekommen wäre, eher wäre ich auf und davon.

Es war nicht gerade so, dass ich an seinen Lippen klebte, denn mich beunruhigte der Blick auf das Ziffernblatt: Stunde um Stunde verrann und im Trüben fischend erreichte ich kein Land unter den Füßen. Es

half nichts, ich musste ihn, den Haustyranen, dazu bewegen, mich endlich freizulassen und am rettenden Ufer abzusetzen, bei der Herberge am anderen Ende der Stadt, wo mich vielleicht schon ein weiteres Kreuz erwartete.

Das Frühstück dehnte sich über die Mittagszeit aus und reichte gar weit in den Nachmittag hinein. Die Schatten wurden länger und länger und drückten immer schmerzhafter in mein Fleisch. Ich musste mir eingestehen, dass es für eine Rückkehr zur Herberge zu spät war. Die Radlerin mit dem makellosen Hals würde nicht mehr vor Ort weilen. Sie musste, falls überhaupt, lange auf mich gewartet haben, allzu lange. Entweder war sie nun stinksauer auf mich oder sie erwartete irgendwo da draußen in der Landschaft den bahreisenden Holländer auf ein Stelldichein. Die Bedingungen hatten sich geändert, ich hatte nicht rechtzeitig einschreiten können. Graf Norman hatte unbemerkt die Oberhand behalten, während ich die Freiheit erträumte. Als Tramper konnte ich mich jetzt nur noch Zufällen ausliefern, denn ihr nächstes Etappenziel war mir unbekannt.

Schlussendlich konnte ich Norman dazu zu überreden, mich wenigstens an der Autobahn abzusetzen. Als ich mit dem Reisesack am Rücken die Auffahrt ansteuerte, bemerkte ich, wie jemand gestikulierte, dessen Gesichtsoval verblüffende Ähnlichkeit mit meinem eigenen Konterfei besaß: gleiche Stirn und Nase, ebenso Mundpartie und Kopfform, sogar die gleiche Frisur. Dabei liegt die Wahrscheinlichkeit eines zweiten fast gleichen Menschen bei eins zu einer Billion, denn die Evolution zielt auf Einzigartigkeit ab.

Dieser mein Doppelgänger hatte soeben eine schneeweiße Limousine zum Anhalten gebracht, die im späten Licht des Tages glitzerte. Er trug das gleiche Outfit wie ich, aber was besagt das schon angesichts textiler Massenartikel? Von seinem Reisesack befreit, der meinem ebenso verdächtig ähnlich sah, schlug er hinter sich die Wagentür zu. Mein Zuruf erreichte gerade nicht mehr sein Ohr, sodass mir die alles entscheidende Frage nach dem Warum im Mund erstickte.

Diese Erzählung integriert folgende Zeilen aus Werken Franz Kafkas:

„Richtiges Auffassen einer Sache und Mißverstehen der gleichen Sache schließen einander nicht vollständig aus.“ (aus: Der Proceß)

„(Aber) ich müsste ein verweintes Leben führen, wenn ich (sie heute nicht fragte).“ (aus: Gespräch mit dem Betrunkenen)

„Ein Käfig ging einen Vogel suchen“ (aus: Zürauer Aphorismen)

„Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt – Es war niemals wieder gutzumachen.“ (aus: Ein Landarzt)

Er schien etwas in mir zu vermuten, was zwar nicht in mir war, aber (mich bei ihm in Beachtung) brachte, indem er es vermutete.“ (aus: Beschreibung eines Kampfes)

„Eine solche Nacht will nicht im Bett verschlafen sein! Bedenk(en Sie) doch, wie viele glückliche Gedanken man mit der Bettdecke erstickt, wenn man allein in seinem Bette schläft, und wie viele unglückliche Träume man mit ihr wärmt!“ (aus: Beschreibung eines Kampfes)

„Das Gute ist in gewissem Sinne trostlos.“ (aus: Zürauer Aphorismen)

„Ist es nicht merkwürdig, dass nur die Nacht imstande ist, uns ganz in Erinnerungen zu tauchen?“ (aus: Beschreibung eines Kampfes)

„Geständnisse werden dann am klarsten, wenn man sie widerruft.“ (aus: Begonnenes Gespräch mit dem Beter)

„Ich war steif und kalt, ich war eine Brücke, über einem Abgrund lag ich, diesseits waren die Fußspitzen, jenseits die Hände eingebohrt, in bröckelndem Lehm hatte ich mich festgebissen.“ (aus: Die Brücke)

Ausartung

zu „Ein Hungerkünstler“

In Bodenhaltung leeres Stroh gedroschen, zeichnen sich die Rippen der Haut ein, falten den Brustkorb im Atem auf, der die unverzichtbare Speise inhaliert – geschmacklos die Sättigung der Augen der Betrachter des Tantalos, der Bewunderer des Midas.

Zwischen den Stäben des Käfigs leuchtet das Rampenlicht golden, eine Blaupause der Röntgenaufnahmen der Zuschauer. Impulse der Vernichtung gemessen, in minutiöse Abstufung des Elends integriert gleitet der Wechsel der Darsteller vom Menschen zum Tier, beißt sich in der Annäherung der Nahrungen.

Calculissimus

zu „Poseidon“

Die kalkulatorische Unschärfe des Dreizacks schrammt über das Rechenbrett,
Poseidon rollt Sisyphos die ruhige Kugel zu, eine Parallelaktion des proaktiven Wartens auf Godot – die Schiebung der Kontinentalplatten tanzt auf der pazifischen Feuerlinie.

Vermessene See - beim Armdrücken entleeren die Meere Gischt in Finanzblasen
die Mandelbrotmenge nährt das Wasser, verwirbelt Plankton in den Barten der Wale, vor den Azoren landet die fraktale Offshore-Bank einen Bauchfleck in die Insolvenz.

Eine Gauß'sche Glockenkurve kratzt über das Schelf, Muscheln abgehoben und verpfändet fließt der Goldstrom in stürmische Gewässer, erwärmt die Anlegerherzen in Spiritus.

Fadenträume

zu „*Eine kaiserliche Botschaft*“

Die Enden der Parabel zu einem Quipu verknüpft läuft der lippengelesene Faden der Botschaft des Kaisers in die Kuriertasche des Geschäftsträgers, das verschwebende Aushauchen der Wortfolge dringt in sein Ohr, der sich entfesselnde monarchische Astralleib schwebt als innerer Beobachter über der Canaille aus Hofschranzen und Lakaien in ihren monströsen Livreen, das welkende Gras des Fleisches bewachend versucht die innere Burg einen Ausfall, der in der Verschachtelung des Palastes verstummt, sich aber träumend Bahn bricht in das ferne untertänige Bewusstsein.

Fragmentation

zu „Der Heizer“

Schiffboden verdeckt die Scham, schiefe Ebene zwischen den Standes-Bewusstseinslagen, im Seegang glüht der Ofen unter den Schaufelbewegungen, brennt für die Gerechtigkeit des Heizers. Am Oberdeck die Wasserverdrängung der Schuld des Sohnes, väterliche Übelkeit einer Kindesweglegung, sturmbefreiter Exodus am blauen Band genommen. Kofferträume abgegeben, träumt der Dialog von der Verteidigung des eigenen Schicksals, biedert sich einem fremden Leben an. Familienbände ziehen berührungslos in den Bannkreis des Theaters einer neuen Welt, dessen Bretter bedeutende Holzwege.

Himmelsstürmer

zu „Das Stadtwappen“

Die gevierteilte Sicht auf die Erkundung des Untergrundes in Ahnung eines Bombentreffers ohne Wissen um die Detonation. In die Mine eingefahrene Bergmannsrollen. Das Nahsichtgerät auf Nasenflügeln aufgesetzt wird die Erde plan gemacht für das Fundament, der Tintensstift reißt die Federn zu Flaum, bevor sie zu Boden sinken können. Inmitten von Schilda die Kerze im ummauerten Raum, das Ausloten der Dachschräge, die zum Nest führt. Schwalbenschwanz streift die Ringkonstruktion, kontinuierliche Umkreisung der Engführung des Baues. Zungenrede von Engeln und Menschen gemachtes Missverständnis. In die Zukunft projizierte Architektur des scheinbaren Erfolgs, in einer Himmelslaterne brennt das Papier der Gründungsurkunde ab, die Zeitkapsel harrt ihrer Beerdigung.

Kotierhilflos

zum Romanfragment „Das Schloss“

Auf der kotierten Augenhöhe angekommen lassen die Gehilfen immer wieder ausgehend vom Dorf den Blickkontakt mit dem herrschaftlichen Gemäuer abreißen.

Latifundierte Aktenbestandteile werden von den Faszien der muskulären Verspannung mit der Landschaft angezogen und abgestoßen. Von der enigmatischen Maschine getriebene Bewegung der abgestellten Rohrpost im Wählamt bekleidet projiziert ein jenseitiges Bild der Hierarchie. Nicht dechiffrierbarer Satz wird vergeblich sequenziert, Bruchstücke verstummen vor einem Spiegelstrich, verweigern den Code.

Der Theodolit vereinsamt im gedachten Linienverkehr der Dienstboten, die Linse trübt im Fokus nicht genutzter Existenz ein – die Krankheit zum Schläfe gebiert vernünftige Monstren. Einmal wird das große Brieflos gezogen, die Optik aber im Acker verschätzt.

Legis/Sedisvakanz

zu „Vor dem Gesetz“ – „Türhüterparabel“

Die dunkelnde Öffnung in einen Spiegelsaal kaskadenartig aneinander gereihter Pfortner gefunden, Platz genommen in der Individualbeschwerde auf Zugang zur Gleichheit vor dem Gesetz, im Stufenbau der Rechtsordnung Pyramidenbahnzeichen gesehen, die Angst vor der Leere der Normenkontrolle in der finalen Determination des Rechtssatzes gespürt, den Positionen möglicherweise gleichförmiger, aber übergeordneter weiterer Gebiete der Lücken ausgeliefert. Im Analogieverbot dem Verfall preisgegeben, Petitionen und bestechende Worte auf dem unzugänglichen Weg in das Herz des Türhüters, die Flöhe husten aus dem Pelzkragen, der Mund des Deputierten erbricht das Siegel im Totenkampf des Normunterworfenen zum Lackmustest – ewiges Ruhen des Verfahrens, der Rest des Glanzes des Rechts verglimmt in der Vereinzelungsanlage für die Augen des Beobachters.

Lizitation

zum Romanfragment „Der Prozess“

Die Verwandlung der Femekutten greift in der Wohnung im drachenhaften Protokollstil prekären Platz. Sensorische Deprivation des Gewissens begonnen, Fesseln imaginärer Haft angelegt. Der Delinquent in seinem Alltagsvollzug – bedrängte Nervenzellen schmerzen und lähmen die Bewegungen bis zur künstlichen Einsteifung des Gelenks – der juristische Jargon entwickelt drückende Sprechblasen, in denen sich Floskeln in Zellteilung üben, Aminosäuren der Gesetzgebung kochen zur Ursuppe auf. Geburt des Wahrspruches aus dem Corpus Delicti vernichtet im stichhaltigen Argument.

Metaamorph

zu „Die Verwandlung“

Auf den Rücken gefallen tastet der Käfer vergeblich nach Erdung, die Mandibeln des Insekts beißen ins Leere, der Hohlraum im Chitin weitet sich aus, die Implosion zieht die Maske der Mimikry in sich zusammen – punktförmiges Ergebnis der Reduktion des Ereignishorizonts im Tod eines Handlungsreisenden. Das Rückspiel der Familienaufstellung geht nicht unentschieden aus. Im Durchgangszimmer die letzte Ruhestätte gefunden. Samsara betritt den Kreis der Wiedergeburten erneut.

Nahtodschreiber

zu „*In der Strafkolonie*“

Hinter den glücklichen Inseln der Ort der Isolation, eingefügt ins Tal das Bett der Maschine, die den programmierten Zelltod initiiert, Incommunicado-Haft vor der monokratischen Entscheidung, der Dornenkronen-Seestern äst die Korallen ab, verzweigte Leitlinien einer diktatorischen Hinrichtung des Angeschwärtzten, Denunziation im Mund der Wahrheit, die multifaktorielle Projektion der Macht über Leben und Tod eggt den Acker der Haut, tätowiert das Urteil ins Bewusstsein, Kollateralschaden im Versagen der Richtlinienkompetenz des Apparates, wie geschmierte Herrschaftssprache erlischt im Brennpunkt der Parabel.

Anatomie

Es war ein merkwürdiger Morgen, an dem wir beschlossen, offenen Türen zu misstrauen. Wir hörten, wie sie sich bewegten, ein leises Knarren, selbst bei Windstille, es ging weiter, ein deutliches Schnappen kam unversehens ganz nah, als würde eine Hand im Spiel sein, eine Schulter, ein Arm, selbst ein Fuß kam in Frage. Es wäre hilfreich gewesen zu wissen, wer oder was sich im Hause aufhielt, menschliche Existenz galt uns lange, bis in kleinste Regungen, als Trost. Ich spreche in diesem Zusammenhang von tröstlichen Gedanken und richtigen Türen in alten Häusern. Bald wurde das Gerücht verbreitet, hinter jeder Tür lauere Verdächtiges, auch wenn es sich bloß um Erwartbares handelte wie etwa ein weiterer Raum, sodass Zimmer auf Zimmer folgten, was einer Zimmerflucht gleichkam, wobei ein leeres Zimmer wiederholt den Anfang machte. Ausweg bot zudem ein offenes Fenster zum Hof, wenngleich, damals noch Winter, Schnee spitze Eiskristalle zwischen langen Batistvorhängen, vom Wind gestreut, bis in die Mitte des Raumes trieb. Und wir froren. Im Sommer hingegen kroch Schwüle immer drängender, ja schlangengleich, die Mauer entlang und fand herinnen ein angenehmes Quartier, ganz im Gegensatz zu uns, die wir vor Hitze stöhnten.

Anfangs waren wir entschlossen zu bleiben, doch dann kam der große Dreh, und wir wechselten unser Domizil, überdies war es an der Zeit, unsere Schreibtische in den folgenden Räumen zurückzulassen, sie waren uns aus purem Übermut gleichgültig geworden. Wir unternahmen nichts dagegen, obgleich es uns peinlich war, dass die Übellaulnigen unsere Gehälter kürzten, um unsere Arbeitsplätze kreativer zu gestalten. Einerseits sollten wir schauen, wo wir blieben, im Falle, dass

wir tatsächlich blieben, stellten uns die Übellaunigen kostengünstig Laps & Tops zur Verfügung. Schließlich saßen wir, auf ergonomisch korrekten Stühlen, in Reih und Glied, unsere Geräte folgerichtig auf den Knien, wir nahmen an, diese würden in Zukunft kräftiger wachsen wie auch unsere Gesäße, und so studierten wir die letzten analogen Säulendiagramme und Tabellen, während sich draußen eine Mehrheit für große Staatsmänner hielt und eine Minderheit für kluge Staatsfrauen eintrat. Immer öfter hörten wir zudem von unten ein eigentümlich brausendes Geräusch, welches wir mit leisem Kopfschütteln quittierten. Bis wir es nicht mehr leugnen konnten und bis zu unseren nackten Knöcheln, hin und wieder bis zu unseren gelblichen Knien, einer Chimäre aufsaßen, sie erschien uns wie eine Flut aus weißen Blättern, einer Wellenbewegung ähnelnd, die sich kunstvoll auftürmte. Die Übellaunigen mussten sie wohl mit absoluter Leere gefüttert haben, sodass wir nichts als weiße Blätter vor uns wähten. Es blieb uns nichts anderes übrig, als sich der veränderten Situation zu stellen und das Nichts für etwas zu halten, das Sinn ergab. Und so erfassten wir die Leere mit einer Wahrhaftigkeit und Genauigkeit, die uns niemand zugetraut hätte. Einmal wirbelten wir diese mit unseren Zehen hoch in die Luft, ein anderes Mal stampften wir sie in den Boden, als müssten wir aufzüngelnde Flammen kleinhalten. Etwas Weiches, Geschmeidiges, welches unter unseren Sohlen nachgab, es aufnahm, quoll auf, in der Art, wie es mehlweiße Maden zu tun pflegten, nämlich sich an wunden Zehen zu laben, zu wachsen, an manchen Stellen geschickt gebündelt. Man hatte uns vor unterschätzten Phänomenen, im Hippocampus verortet, gewarnt. Jetzt erinnerten wir uns an den Papierfraß: Ein digitaler Pilz forderte seinen Tribut und klagte darüber hinaus unseren Gitterzellenalgorithmus ein. Doch die Zeit drängte, obwohl wir gewillt waren, bedurfte es keines weiteren Kommentars. Wir mussten uns erneut verändern, das stand fest, hier konnten wir nicht bleiben. Ich hütete mich, ein Urteil zu fällen. Jedes hatte mit jedem zu tun, die Leere mit der Architektur unserer Gehirne, die

Maden mit schönen Wunden, die Diagramme mit den Knien, der Pilz mit unserem Atem, welcher die Blätter kontaminierte, das alte Geld mit dem Rosarot zerschlagener Sparschweine.

Die Übellaunigen boten uns siebzehn Tage Hygienereinigung an, fürwahr ein großzügiges Angebot, sie statteten uns mit blauen Overalls, weißen Masken, ebensolchen Kappen und Stiefeln aus. In den vermutlich Wirbellosen unter unseren Sohlen vermeinten wir dennoch bloße Natur zu spüren. In den winzigen Kreaturen fanden sich jedoch Erreger, hieß es auf einmal, solche, wie sie in alten Goldgräberstätten gefunden worden waren, solche, die vor ewigen Zeiten im Sumpf Amazoniens ausgeharrt hatten, um ans Tageslicht zu gelangen, solche, die sich bereits wegen grober Umwälzungen fünfzig Zentimeter unter spiegelndes Parkett gefressen hatten. Das ist nicht gut, murmelte ich unter meiner Maske, noch war ich weder Chor noch Solostimme.

Wir haften für Ihre Gesundheit, flimmerte in einem fort über bewegliche Leuchtbänder, als würde man diesem Versprechen keinesfalls glauben wollen, und über Virenviefalt hatte man uns ebenda informiert.

Aber ja, beteuerten wir eifrig und nickten uns zu, weil zuerst das Wasser war, später der virale Mensch, fortwährend entzaubert, dann wieder Wasser – Eis, Hitze, die Schmelze, Dürre und Kälte – alles sei eben im Gange.

Bravo!, einige der Übellaunigen klatschten sehr laut zu diesen Ausführungen, davon ermutigt entgegneten einige andere von uns, dumpf unter ihrer Vermummung, dass unser Erbgut zu zehn Prozent aus Viren bestehe. *Bravo!* Wieder Beifall vonseiten der Übellaunigen, diese beanspruchten wachsenden Raum auf unseren Excel-Tabellen. Insgeheim wussten wir, dass ihre und unsere Speichermedien in absehbarer Zeit zu Plastikmüll zerfallen würden.

Ohne Viren kein Leben!, rief erneut jemand nach Maskenmenschart, und wir klatschten tüchtig. Ich war nicht ganz zu überzeugen, was die Sitten mannhafter Übellauniger sowie deren Kleidervorschriften betraf. Waren wir nicht bereits Zeugen einer Forschung blutleerer

Gehülften, nachlässig Abreisender, tumber Toren, die ins Digital abdrifteten und einer Evolution huldigten, welche mehr und mehr aus den Fugen geriet? Zu keiner Zeit hatten wir Besseres vor als Kosmogenscheinbares tabellarisch festzuhalten oder intuitives Wissen im binären Code zu vervollständigen.

Lesen Sie das Kleingedruckte, besonders die leeren Seiten!, rief uns Schreiner entgegen. Renée Schreiner war unser Mastermind, wer sie nie mastern sah, weiß nichts von der enormen Macht einer gewissen Verortung im Hippocampus. Die Prozedur sei mehr als schmerzhaft, versprach sie. Eine möglicherweise periodische Verlegung unseres Standortes, allerdings in unmittelbarer Nähe, sei angedacht, ja vonnöten, führte sie aus.

Selbst unter den Übellaunigen war Schreiner unerreichtes Vorbild, ihre Reisen dienten dazu, einträgliche Geschäfte anzubahnen. Aus Abenteuerlust verbrachte sie fünf Tage auf einer driftenden Eisscholle, diese war ihr Fürstentum mitten im Nordmeer, gestand sie, und darunter wuchs fünftausend Meter Wasser in die Tiefe. Nichts anderes als ihr Palast sei das gewesen, sie sei nur froh, dass es keine hungrigen Eisbären mehr gäbe, erzählte sie schaurig lachend. Unseren Berechnungen nach gehörte die Fünf bereits dem Rest der schmelzenden Polkappe, denn Schreiner besaß den Instinkt für das Außergewöhnliche, wir würden wohl ihrer und unserer Vorliebe für Zahlen und Brücken, eigentümliche Türen, komische Anfänge, zudem jeglicher gering geschätzten Gefahr, trauen müssen, obwohl beim Blick aus unserem Fenster Trübsal herrschte. Wir sahen ein verlassenes Gelände mit dunklen Bögen und Türmen, eine stattliche Anzahl von Instituten hatte sich auf stählernen Pfählen am Rande der Stadt niedergelassen. Es überwog der Optimismus, denn wir hofften, dass aufrichtig und zielstrebig am Papierfraß geforscht wurde und man sich überdies an die alte Wundheilung mittels Fliegenmaden erinnerte, was größeres Verständnis, die Medizingeschichte betreffend sowie heterogener Erkrankungen des Hautgewebes, bedurfte. Selbst das Zukunftslabor

gegenüber stand leer, wir hätten gerne sein Inneres in Augenschein genommen, nun war es zu spät, weitere Überlegungen anzustellen. In Frage kam das Anatomische Institut, behauptete Schreiner, uns am nächsten und zugleich am entferntesten, ausgegliedert der Medizinischen Fakultät einer äußerst ambitionierten Privatuniversität eines Multimillionärs. Wir sahen flüchtig junge Leute ein- und ausgehen, ihre gebauschten Hemden wie vom Wind getrieben, lösungsorientiert auf wendigen Kufen, schlanke Einbäume am Rücken vertaut. Zu unserer Verwunderung kamen sie zurück, leicht war es nie, neue Gesichter auszumachen. Die Erklärung lag auf der Hand, wusste Schreiner, wir fanden sie nicht, dann aber doch. Ihre Gesichter, nein, die ganze Gestalt, waren nichts als Kopf – wie die Seesterne, erinnerten wir uns, und diese Erkenntnis schweißte uns zusammen und tat uns gut. Manchmal dachten wir an den exemplarischen Schatten des Anatomischen Instituts, er wuchs beständig, denn von hier aus hatte Widersprüchliches und vieldeutig Verschwiegendes seinen Anfang genommen: der Wind, die Segel, die Seesterne ... Wir waren skeptisch, und nichts half dagegen. Die Frage war, ob wir als analoge Säulenrechner, die wir trotz allfälliger Neuerungen immer noch waren, willkommen sein würden. Im Zweifel stand das Gebäude nun halbleer, obwohl Jahrzehnte an Lebenszeit – und mehr noch – zu gewinnen waren, glaubte man Schreiner, denn im gläsernen Untergeschoß des stählernen Quaders wurde Organisches, ja, menschliche Körper, zum Wohle der Menschheit zerteilt. Wie und auf welche Weise, fragten wir zögernd und umrundeten sie, noch ganz hohle Säulenrechnende. Wir sollten uns alle ein Bild imaginieren und herbeiholen, fasste Schreiner zusammen. Sie hatte diese Aktion für gut befunden, die Sache schlau eingefädelt. Wir vermuteten, dass sie nichts dem Zufall überließ, zudem war das Anatomische Institut bestens geeignet, wertvolle Aufgaben im Sinne der Wissenschaft und unter der Voraussetzung, neueste bahnbrechende Erkenntnisse im Auftrag der gesamten Übel-launigen, zu übernehmen. Mehr noch: Der Tod könne alsbald der

Lehre des Kontrapunktes folgen, bis es mit neuer Teilhabe am Leben weitergehe.

Diese Frau hatte Großes mit uns vor, las ich in ihren Augen, die senkrechte Linie zwischen ihren Brauen bestärkte mich in meiner Annahme. Es sei ein nicht zu verleugnender Zukunftsaspekt, illustrierte Schreiner unsere Situation, sich womöglich selbst in den Dienst der Medizin zu stellen. Nicht, dass dieses Ansinnen Teil eines außergewöhnlichen Deals gewesen wäre, um im Anatomischen Institut Aufnahme zu finden, nein, sie selbst habe sich bereits verpflichtet, ihren Körper nach ihrem Ableben zur Verfügung zu stellen. Sie wolle damit jeden Zweifel ausschließen, was ihren letzten Verbleib hier auf Erden betreffe, die Reste ihrer Existenz vermache sie demnach großzügigst dem Institut, überdies vermeinte sie einem leider zu Unrecht vergessenen Ritual auf die Bühne zu verhelfen und verwies auf die Kunst Alter Meister und deren Abbildungen verschiedener Sectiones auf sepiabrauner Leinwand. Auch sei damals wie heute, trotz hochintensivem und stark gebündeltem Röntgenlicht der vierten Generation und anderer bahnbrechender Lichtquellen, die Neugier groß gewesen, was das Geheimnis innerer Organe anbelangte, ganz zu schweigen von der Struktur der Muskeln und dem Verlauf der Sehnen und Venen. Uns schauderte, ohne dass wir weitere Zusammenhänge bedachten. Dennoch, in Zeiten des schnellen Wechsels von Dürre zu Flut, von Clickwork zu Big Data, von Hund zu Leopard, beschäftigten uns Freisetzungen und Insolvenzen, welche trotz Arbeitskräftemangels zügig voranschritten und den monetären Schwund, was die täglichen Ausgaben betraf, befeuerte. Wenn man von diesem Faktum absah, war es möglich, aufs Eleganteste, weil der Wissenschaft verpflichtet, für seine Nachkommen zu sorgen, indem man sie entlastete und seinen Körper spendete, *eine Körperspende*, wie Schreiner es nobel umschrieb. Wir Säulenrechner überschlugen im Geiste bereits, was eine ganz und gar beiläufige Bestattung an Aufwand nach sich zog. Damit beließen wir es, stattdessen kamen bei nicht wenigen von uns die Alpträume.

Wir flüsterten sie uns morgens in der Teeküche zu, wir hatten ähnlich staunenerregende Bilder, meist waren es Schemen oder Schatten, aus deren Mündern ein Schwall grauer Nebel floss, dieser ergoss sich in fortwährenden Winkelzügen auf einer geschotterten Auffahrt – denn es knirschte ohne Unterlass. Uns blieb ein weißliches schwadengleiches Nichts. Wir entwickelten Ideen, was das sein könnte und wohin das wohl führen möge. Einer fand morgens eine lose messingglänzende Türangel an seinem Bettende liegen und berichtete uns, er hätte nachts damit gründlich an heaven´s door geklopft. Wir waren ein wenig außer Atem und hielten uns bedeckt. nun Hut zu tragen wäre wohl das Mindeste, was wir für ihn und uns tun könnten, überlegten wir. Es war diesmal so, dass wir ihm sein Glück neideten, wir, die wir keine wie immer geartete Türangel gefunden hatten, auch kein funktionstüchtiges Schloss, nicht einmal den kleinsten Nagel.

Zudem waren die Maden weiterhin Bestand unserer gemeinsamen Überlegungen, ohne dass es uns richtig bewusst wurde. In Schwebelag blieb eine Zukunft der Extreme, für den Moment erwarteten wir eine spürbare Verbesserung, nämlich dann, sobald wir in das Anatomische Institut eingezogen sein würden.

An der gläsernen Schwelle empfing uns Jo. Er war weder Säulenrechner noch im Vorstand der Übellaunigen, geschweige denn ein vom Wind Getriebener, mit gebauschtem Hemd, Kufen oder Einbaum. Er war Sänger. Wir konnten unsere Überraschung kaum verbergen, dass Schreiner ihn für uns und diesen Ort gewonnen hatte. Wir waren doch sehr irdische Säulenrechner. Aber so war es nicht, wie wir uns später überzeugen konnten, wiewohl Musik noch nie unsere Passion war. Das bezeugte selbst Schreiner. War das die Probe, damit wir weniger an uns, dafür mehr an Jos Kunst zweifeln sollten? Sein Gesang war alles und nichts, Mann und Maus, Kind und Kegel, vor allem Arbeit an seinem Echo. Und dann wurde es tatsächlich Gesang, etwas, das auch uns zustoßen konnte, war plötzlich ganz nah und machte uns zu schaffen. Wir lächelten uns an, unsere Augen lächelten, wir erkannten

diesen Umstand an den Schläfen der anderen, auf denen sich dünne verletzliche Haut kräuselte und Falten warf. Schreiner erfasste es ebenso wie mich – welch zielgerichtetes Lächeln –, aber während ich es ohne weiteres zugab, versuchte der Sänger seinen Zustand zu verbergen. Und doch war er es, der in den langen verschlungenen Gängen den Ton anschlug, in diesen gläsernen Gängen, in denen automatische Türen eingelassen waren, sodass sich ein Raum dahinter in Stille zeigen konnte – und wir verstummten. Es brauchte keine besondere Bewegung, keinen Fingerprint, keine Iris, nur Jos Gesang. Wir konnten dem nicht ausweichen. Ich hatte keine Zeit für weitere Überlegungen, denn in großen Lettern leuchtete Körperspende hinter Glas auf, vielmehr im Glas eingelassen glänzte es, versiegte wieder, man hätte meinen können, Schrift und Glas atmeten, wenn man beides nur lang genug anstarrte. Das alles hatte mit Jo zu tun, sagten wir uns. Möglicherweise saßen wir alle einer ganz bestimmten Illusion auf, einer Obsession, die wohl von der hybriden Existenz des Sängers ausging, und mit jedem Ton, mit jedem unserer Schritte tauchten wir tiefer in eine Zeit, die außerhalb von uns selbst lag, selbst außerhalb von Jo. Ich konnte gegenwärtig nur für mich sprechen, aber ich sah es den anderen an, es ging ihnen wie mir. Alle Gesichter, auch Schreiners Gesicht, waren jetzt wie meines – als würde ich mich von innen heraus betrachten – sehr blass unter den schon grünen Tüchern, und das letzte Stockwerk, ganz oben, welches unsere zukünftige Arbeitsstätte sein sollte, verschwand aus meinem Gesichtsfeld. Wir würden es wohl nicht mehr nach oben schaffen. Noch waren wir hier, noch folgten wir Jos Falsett tiefer hinein ins lichte Labyrinth, mehr und mehr wurde daraus ein Zirpen und Säuseln, ein heimliches Surren, ein geräuschloser Hauch, wie er von Einser-Türen ausging, wenn sie sich vollends öffneten, und ich sehnte mich nach dem Knarren der hölzernen Türflügel zurück, ihrer Maserung, ihrer Schwere, die in Wahrheit nichts anderes war wie die Hüterin einer falschen Erinnerung. Nun stand Schreiner vor mir und machte sich groß, vielleicht um nie-

manden mit quälenden Dissonanzen alleine zu lassen. Wären wir doch ein wenig wie sie, fiel mir ein, mit der Überzeugung ihrer Körperspendenfreude trotzte sie den Geistern, denn hier waren sie gewiss gegenwärtig. *Was schlagen Sie vor?*, fragte ich stattdessen, das Dahinterliegende und die Übellaunigen fürchtend. Sie sah mich mit einem seltsamen Blick an und nickte, einen Atemzug lang glichen wir Virengestalt bis auf Widerruf. Doch großzügig zeigte sie sich als Expertin und meinte, hinter dieser Wand, die sich als Tür verkleidet hatte, verberge sich der Blutfluss im Auge – aber noch wären wir Laien auf diesem Gebiet und wüssten nichts von der Entwicklung neuraler Zellpopulationen. Wir stimmten ihr im Geheimen zu, denn unsere Aufgabe bestand ja darin, uns eingehend mit einzelnen Disziplinen, die wir hinter Milchglas vermuteten, zu befassen und jene Prozesse beständig zu begleiten. Auf allgemeinen Wunsch, betonte Schreiner, durften wir, neben dem Säulenrechnen, dem Papierfraß und dem Madenfluss, einige der Künste, welche die angehende Ärzteschaft – wo waren sie? – anhand anatomischer Präparate hier und jetzt vollführte, bestaunen. Wir bekamen neue Kittel übergezogen und ebensolche Hauben mit anerkanntem Mundschutz. Hatten wir nicht bereits eine sterile Montur getragen? *Doppelt hält besser*, trällerte Jo sogleich, wir alle kannten seine leichten Weisen, deshalb waren wir auch über die Wendung einiger Sätze nicht überrascht, ruhigen Gewissens konnte man sie als Reste von Ordnung und Gesang erkennen. *Die Toten sind unsere Augen und Ohren*, erklang jetzt, wieder war es niemand anderer als der Sänger, doch schon mischte sich Schreiners Sopran, getarnt als harscher Befehl, in die wiederkehrende Zeile: *Körper sind zu akquirieren*, wie neu komponiert, dann kam doch wieder, zart, zäher, die bekannte Abfolge von Tönen, um totes Leben zu besingen. Ein Duett begann, welches einiges an Verstärkung, aber auch an Leidenschaft zeigte, und wir überlegten, wie man solch spektakuläre Berühmtheit – wie Jo sie allemal hatte – erlangen konnte. Was uns betraf, und in Anbetracht dieser fragwürdigen Darbietung, waren wir

wieder besser gestimmt, weil gut im Säulenrechnen. Im besten Licht sollten sich demnach die Umstände einer Körperspende zeigen, mit dem Ziel, die Forschung voranzutreiben. Das schmeichelte uns, wie es uns bestürzte. Die Idee dahinter, der Gesellschaft zu dienen, ließ uns nicht los, und wir kamen zu der Überzeugung: Wir trauten unseren Idolen, weil sie das waren, was auch wir nicht sein konnten. Gleichzeitig wähnte ich mich in einer Vergangenheit, die Zukünftiges ächtete. Wut, ebenso wie Erschöpfung erfasste mich, wenn ich mir ausmalte, mich fortan nackt zu sehen, und zwar dergestalt, mit Gesäß und Rücken nach oben, vollends ausgestreckt, endgültig der Wissenschaft erlegen, den unverbrauchten Blicken auf Fragmentarisches schutzlos ausgesetzt. Jeder wie immer geartete Makel meiner Physis würde mich in große Verlegenheit bringen und mich selbst im Traum noch beschämen. Ich stellte mir vor, wie sich unter Jos Halbgesang Lehrende und Studierende mit Lupen, blitzenden Skalpelln und Pinzetten an meinem weißlich-kalten Stück Fleisch erfreuten, um ein ansehnliches Profil aus Gewebe zu erstellen, während anderswo längst intelligente Systeme perfekte Schnitte und Analysen lieferten, samt brillanter Bildgebung. Renée Schreiner, die Übellaunigen, das Anatomische Institut, die Chirurgie, die geschrumpfte Belegschaft, selbst der Sänger, wir alle, würden morgen völlig anders aussehen, ging mir durch den Kopf. Wir und alles andere wurden durch etwas ersetzt, das bedeutend wirksamer war und schneller ging, als uns lieb war. Ich begann an Schreiners Plan zu zweifeln, sie kann es nicht, überlegte ich, wir können es nicht, Jo kann es auch nicht, piffen die Spatzen von den Dächern der alten Häuser. Wir aber wollten ihren Gesang im Frühling nicht verstehen, wir hatten leben auf traurige Weise verlernt, verspielt. Möglicherweise waren wir bereits unsterblich geworden, ohne es zu wissen – um diesen Umstand zugleich wieder zu bedauern, gewiss eine neue Methode, uns zu verwandeln.

Wir bleiben gelassen, weder weinen wir noch lachen wir, stimmte Jo eine alte Melodie an, und eigentlich wussten wir keinen rechten Grund

hierfür, außer einen törichten, während Schreiner uns mit ausladender Geste bat, mit ihr und allen anderen, was auch einige Vertreter der Übellaunigen miteinschloss, das Dachgeschoß des Instituts zu erklimmen, um die Verträge zu unterzeichnen. *Welche Verträge, welche Verträge?*, beschallte die Gänge, diese wiederum warfen die Worte zurück, sodass das gesamte Anatomische Institut ein wenig erzitterte. Es stellte sich uns entgegen, nein, wir stellten sich ihm entgegen, das bedeutete nichts Gutes für die aus Leichtsinn luftige Statik unserer Vermutungen. Was hielten wir für wahr und was war echt? Fakten gab es viele, aber schon entstiegen wir dem gläsernen Großraum-Lift, verließen somit das Beben der unteren Geschoße, zugleich bewunderten wir, mit welcher Umsicht man unsere Arbeitsstühle, vermutlich sah man in uns ein aufmerksames Auditorium, in Reih und Glied aufgestellt hatte, fürwahr Säulenrechner und Säulenrechnerinnen, einberufen für die letzte Rede.

Bis hierher und nicht weiter, kam uns in den Sinn und dass wir eben so und nicht anders waren. Vielleicht erinnerte man sich später an bunte Mangas, welche auf großen Wänden aufgemalt waren, wie es in Japan, vor der großen Schmelze, üblich gewesen war, kindliche Manga-Frauen und ebensolche Männer-Wesen, die nie erwachsen wurden, in der Art, wie sie sich als putzige Großaug-Mäuler gaben, zartknochig mit wippenden Röcken und Schöpfen, dazu abenteuerlich derbes Schuhwerk. Aber nein, blendend weiße kristallschillernde Wände glänzten uns entgegen, machten uns blind und taub für jegliche Kritik. Wir nickten uns anerkennend zu.

Zur Vertragsunterzeichnung wurden wir einzeln gebeten, Jo flüsterte es wie eine Auszeichnung in jedes unserer Ohren, gewiss um uns zu beschwichtigen, denn wir Säulenrechnende würden umgehend als Gering-Unterzeichner erachtet, machte jäh die Runde, und wir mussten uns eingestehen, dass wir als diese in fortwährender Gefahr lebten, als solche zu gelten und dementsprechend niedrig eingestuft zu werden. Hatten wir nicht die Vorstellung, trotz widriger Umstände vorzeitig

aufzusteigen? Ich bezweifelte immer mehr, ob dies gelingen würde und ob es Jo war, der die Stühle aufgestellt hatte, bestimmt pfeifend oder rätselhaft schweigend. Keines davon musste ihm leichtgefallen sein, aber auch wir litten an ihm und seinen trefflichen Torheiten, die nun verstörend zutage traten und uns verwirrten. Jo schickte sich nämlich an, in *Des Sängers neue Kleider* zur schlüpfen, dieser Umstand konnte das Ende seiner Karriere bedeuten. Zudem erschrakten wir vor unserem Unbehagen wie auch vor unserem Ungenügen, was das Amt eines Körperspenders anbelangte. Ich war wohl eine undankbare Stimme im Chor der vielen, rang ich mir ab. Hatten wir uns nicht alle etwas vorgemacht? Leichtfertig gingen wir durch Zeiten des Papierfraßes, der Madendoktrin und des katastrophalen Vergessens, wie die Übellaunigen es nannten, und Schreiner und Jo taten es uns gleich. Dennoch schritten wir willig, jeder für sich, durch den schmalen Spalt, den die Technik als Exit für uns vorgesehen hatte. Was würde uns erwarten, gar ein echtes Schriftstück? Und welche Fragen, welche Aussicht, welche Förderbänder, über Ödland gespannt, würden uns überraschen?

Ein mächtiges Schweigen stoppte unser Murmeln, und mit jedem Schritt, den es vorwärts ging, kamen wir dem Unterzeichnen näher. Die zahnlosen Gestalten, drüben an den Geräten, waren keine Erwähnung wert, sie waren nichts als Missinformation. *Bravo*, sagte Schreiner lebenswürdig, als ich meine Unterschrift mit dem Zeigefinger auf das Display malte, auch Jo, nun regelrecht entkleidet, wisperte etwas, es war nicht auszunehmen. Beide standen vor mir, ein wenig lächerlich, dennoch feierlich gestimmt – genau wusste ich nicht, was werden würde, geblendet von der alten neuen Sonne, die sich bereits mächtig, bis in den kleinsten Winkel des Anatomischen Instituts vorgearbeitet hatte.

Robert Kleindienst

Wendehalsstarre

dreh dich nicht um
wenn Schritte hallen hinter dir
dreh dich nicht um nur um
zu sehen wer folgt auf Schritt und
Tritt hör zu geh weiter
gesenkten Blicks
lass dich nicht fangen
von ihrem Gesang der geht
durch Mark und Bein dreh dich
nicht um nur um zu sehen
was folgt
auf Schritt und Tritt
auf Schritt und Tritt
auf Schritt und

nichts mehr sagen

wir lassen uns nichts sagen
von denen da
wir lassen uns sicher nichts sagen
von denen da oben
von denen da oben lassen wir
uns sicher nichts mehr sagen
denn die baumeln
von oben herab
die da oben

grenzwertig

wer nachts an der Reling steht
ins Wasser blickt ohne zu atmen
wer nachts an der Reling steht
um die Fische
das Schweigen zu lehren
wer nachts an der Reling steht
hat sich wie wir
bloß in der Zeit geirrt

Lenz

ein Zitronenfalter
beschreibt den Frühling
hinter Glas an der Wand
Stecknadeln in Flügeln
keine Gegenwehr

Flügel Schlag

mit Kafkas Verwandlung
eine Fliege erschlagen
auch so kommt das Leben
zum Erliegen
sie aber
schreibt sich hier ein:
literarischer Totschlag
Metamorphose ins Wort

Schwanengesang

*Er ward wie ein Sieb, ohne Außen und Innen.
Gleichmäßig und ganz ohne Widerstand.
(Maria Luise Weissmann)*

Alles ging so rasend schnell, dass ich es kaum in Worte fassen kann. Fünf Tage bin ich jetzt in meiner Wohnung, Gefangener der eigenen vier Wände, Gefangener eines Ausnahmestandes, der die Welt für immer verändern wird. Die Ausgangssperre gilt erst seit zwei Tagen, aber schon zuvor wäre ich nicht mehr in der Lage gewesen, das Haus zu verlassen. Mein Husten ist schlimmer geworden, das Fieber schubartig gestiegen, schweißnass liege ich in meinem Bett, mit dröhnendem Kopf, brennender Lunge. Das Virus hält die Welt in Atem, raubt mir die letzte Luft.

Zumindest die Lebensmittel reichen noch einige Zeit, ein schwacher Trost, wenn man keinen Hunger verspürt, nichts riecht, nichts schmeckt. Im Radio, das ich dann und wann einschalte, um nicht den Weltuntergang zu versäumen, reden sie von neuen, immer drastischeren Maßnahmen der Regierung. Fabriken, Schulen, Gotteshäuser bleiben auf unbestimmte Zeit geschlossen, in Supermärkten gibt es Blockabfertigung, Militär und Polizei stehen in Alarmbereitschaft zur Eindämmung möglicher Unruhen und Plünderungen. Waren es vor drei Wochen noch wenige Infizierte in unserem Land, sind es jetzt Zehntausende. Ich bin vielleicht einer von ihnen, ohne es zu wissen.

Wieder kreist ein Hubschrauber vor dem Fenster, der vierte oder fünfte am heutigen Tag. Das Knattern des Rotors macht mir keine Angst, lässt mich vielmehr wissen, dass es noch Menschen gibt da draußen. Wie überrascht man war zu Beginn des Ausbruchs, als erste Fälle märchengleich durch die Medien geisterten, wie gelähmt kurz darauf, als man endlich begriff, dass eine Katastrophe ungeahnten Ausmaßes

längst mit aller Wucht über unser Land hereingebrochen war. Wer weiß, wo wir stünden, hätte man schneller reagiert, den Anfang des Ausbruchs nicht verpasst und in schöne Worte gekleidet. Wer weiß, welche Freiheit uns geblieben wäre, welche Freude am Leben. Wer weiß, was geschehen wäre, hätte man uns nicht eingebläut, wir müssten ohne Sorge sein, ganz ohne Sorge, ohne jede Angst.

Und die Welt wird kühler mit jedem Tag, abstoßend fremd. Das Virus hält uns fest in seiner Hand, sodass wir wie Sand durch seine Finger rinnen. Allein gestern sind über 800 Menschen gestorben, Militär musste mit Lastwägen aushelfen, um Särge in Leichenhallen und Krematorien zu transportieren. Nicht nur der Krankenhausbetrieb, das gesamte gewohnte Leben steht kurz vor dem Kollaps, bis irgendwann alles stillstehen wird, kein Rad, kein Rädchen mehr ins andere greift. Städte, Dörfer, ganze Länder sind vorsorglich unter Quarantäne gestellt, die Durchhalteparolen der Politiker, die anfangs noch mantraartig durchs Land hallten, verstummt. Mit einem Schlag ist die Welt still geworden. Kein Autolärm, keine Stimmen, kein Kinderlachen, keine Schreie, leergefegt alle Straßen und Parks, und immer wieder derselbe ungläubige Blick durchs Fenster, wenn ich das Bett kurz verlasse.

Ich hebe den Kopf. Vom Wandbild gegenüber dringt Vergangenes durch den Vorhang meiner Pupille: Schwäne, der Altstädter Brückenturm, die steinerne Karlsbrücke im Abendlicht. Wie lang ist es her, dass ich dort war, sie umarmte am Ufer der Moldau? Wie lang ist es her, dass wir uns sahen, bevor wir uns für immer aus den Augen verloren? Ich schreibe einen Satz in Gedanken, den ich umgehend verwerfe. Kein Wort, kein Sterbenswort ist mir gelungen seit Ausbruch der Krise. So vieles hätte ich zu erzählen gehabt, als ich noch bei Kräften war, so vieles hätte es aufzuschreiben gegeben, genug für ein ganzes Buch. Jetzt ist alles versiegt, macht sich neben dem Schmerz eine wachsende Leere in mir breit. Ich fühle mich wie ein Sieb, ohne Außen und Innen, ganz ohne Widerstand plötzlich, schwer, unendlich schwer -

Ich muss eingeschlafen sein, denn als ich die Augen öffnete, ist es dunkler geworden im Zimmer. Ist es das Bild des gesichtslosen Mannes aus meinem Traum, das mich so aufgewühlt zurückgelassen hat? Sind es Bilder der verfallenen Hütte, vor der er im Regen saß, während Gräser durch seinen Körper wuchsen? Ich weiß es nicht, aber ich weiß, dass es so nicht mehr lange weitergehen kann. Mein Puls rast, die Lunge scheint mit Glassplintern gefüllt, etwas spannt sich wie eine Schraubzwinge eng um meine Brust. Ich frage mich, ob ich im Krankenhaus auf der Intensivstation landen, einem anderen Patienten das Beatmungsgerät rauben würde. Denke an all die Toten da draußen und erschrecke durch herannahendes Geheul einer Sirene, das gleich darauf verstummt. Dann greife ich zum Telefon, wähle die Nummer der Beratungsstelle, die ich mir auf dem danebenliegenden Zettel notiert habe.

Sind es Minuten, Stunden, die ich in der Leitung hänge mit einer musikuntermalten Stimme im Ohr, säuselnd, dass der nächste freie Mitarbeiter gerne meinen Anruf entgegennehmen werde? Mit jeder Wiederholung der Sprachansage schwindet meine Hoffnung auf rasche Hilfe, wächst meine Ungeduld, meine Wut. Aber noch lege ich nicht auf, versuche, meine Atmung mit der Musik in Einklang zu bringen, ein hoffnungsloses Unterfangen.

Dass ich noch vor kurzem durch den Park spaziert bin, die prächtige Magnolienblüte bestaunend, Müllmännern zusah, die letzte Rückstände des Winters beseitigten, ist ferne Erinnerung. Zum ersten Mal verspüre ich Angst, vielleicht doch zu lange gewartet zu haben, Angst, den eigenen vier Wänden nicht mehr rechtzeitig entkommen zu können. Warum sehe ich plötzlich den gefesselten Nepomuk auf der Karlsbrücke, von seinen Peinigern in die Fluten der Moldau gestürzt, warum beginnen die Schwäne im Wasser so bedrohlich zu fauchen? Ein Hustenanfall lässt mich nach dem Glas auf dem Beistelltisch greifen, es kippt um in der Hast. Wie gelähmt sehe ich es an den Tischrand

rollen, während sich Flüssigkeit über den Boden ergießt. Die säuselnde Stimme im Ohr vermag mich nicht zu beruhigen, ich will nicht glauben, dass sich jemand in Kürze um mein Anliegen kümmern wird, hebe noch einmal den Kopf, um das Bild anzusehen, aber die Lider sind schwer, so schwer, dass der Blick nichts mehr hält. Jetzt verkrampft meine Lunge, mir ist, als würde ich ertrinken, alles um mich beginnt sich aufzulösen, Schlaf, endlich Schlaf -

Hat jemand geklingelt? Ich brauche eine Weile, um mich an die Finsternis zu gewöhnen, horche in die Stille. Da sind Geräusche, die ich nicht zuordnen kann, als würde sich jemand an meiner Tür zu schaffen machen. Mir fehlt die Kraft aufzustehen. Ein Lufthauch, zwei Gestalten schweben herein in weißen Schutzanzügen, „Hier!“, möchte ich rufen und bringe keinen Laut über die Lippen, „Hier!“, möchte ich deuten und kann die Hand nicht heben, während sie näherkommen, mich ansehen, bin ich Luft, sie schütteln den Kopf, sprühen Nebel in den Raum, der aufsteigt wie Rauch, alles verschwinden lässt, alles, alles verschwinden lässt ...

Annäherung an Kafka in 3 Schritten

Annäherung 1 – durch lebensgeschichtliche Daten

Vorweg: eine Frau (ich) hat sich aus einer Position des Nicht-Interesses einem Mann gegenüber (Kafka) gelöst und sich für eine Annäherung entschieden. Ein Unterfangen, das auferlegt, sich mit Interpretationen und wenig autorisierten Veröffentlichungen durch Kafka selbst abgeben zu müssen. Aber so liegt die Wahrheit eben hinter Schleiern verborgen, und Schleier wegzuziehen scheint auch im Falle Kafkas immerwährendes Programm.

Kafkaesk – ein Wort, vielmehr ein Terminus, der, abgeleitet vom Dichter Franz Kafka, ihm erst selbst nähergebracht werden müsste. Interessant wäre, welches Medium Kafka zur Auskunft wählen würde: Comicbände, Verfilmungen, Millionen von TIKTOK-Einträgen, Fernsehporträts, Hörbücher, Gesamtausgaben seiner Werke, Berge von Sekundärliteratur, Aufzeichnungen von Vorträgen, Analysen und Interviews auf YOUTUBE, sowie Bühnenfassungen seiner Werke? Es hätte für einen Menschen wie Kafka wahrscheinlich etwas Erschreckendes, ja Groteskes, das eigene Leben, das er gewiss nicht restlos durchleuchten konnte, Seite für Seite durch andere aufgeblättert vorzufinden. Die Wahrnehmung von Kafkas literarischem Gesamtwerk und jene nachfolgend breite Auseinandersetzung setzte erst nach seinem frühen Tod 1924 ein, weil sich sein Freund und Mentor Max Brod (1884–1968) intensiv um die Veröffentlichung dieses dichterischen Nachlasses bemühte. Die Wirkung von Kafkas Stil war unglaublich, oder sollte man besser sagen: die Wirkung des Unglaublichen war derart, dass die Literaturgeschichte Kafkas Schreibstil und die Art, wie er die Wirklich-

keit darstellte, durch die Bezeichnung „kafkaesk“ unwiderruflich an ihn band und dem Dichter damit nun ewigen Nachhall verschafft. Biographischen Wissens bedarf es, sonst wird man Kafkas Werk nicht gerecht. Seine Lebensumstände waren nicht nur zufriedenstellend. So charakterisierte er seinen Brotberuf so: *„Mein Dienst ist lächerlich kläglich und leicht, ich weiß nicht, wofür ich mein Geld bekomme“*. Die Zeitumstände – beim Ausbruch des 1. Weltkrieges war Kafka 31 Jahre alt – wie auch sein familiäres Umfeld und die aufbrechende Moderne veranlassten Kafka dazu, die Welt auf teilweise absurde Art abzubilden. Mit diesem Blickwinkel war er nicht allein. In der Malerei waren die Strömungen des Surrealismus und des Kubismus in ähnlicher Weise bemüht, die Realität von mehreren Seiten zu betrachten, sie zu zerlegen, verschiedenartig zu kombinieren und damit zu kommentieren, sie ungewohnt neu zusammensetzen und dadurch Strukturen sichtbar zu machen. Es ist verständlich, dass Kafka die Wirkung einer sich anbahnenden Hybris, ausgelöst durch die Technik, voraussah, da er durch seinen Beruf als Jurist der Arbeiter-Unfallversicherung bei Betriebsbesichtigungen unterschiedlichste technische Anlagen zu Gesicht bekam. Die Nichtfassbarkeit der Umwälzungen, die durch die zunehmende Industrialisierung, Lenkung und Überwachung zunahm, weitete sich vor allem durch den nächsten Weltkrieg massiv aus. Geboren nur 17 Jahre nach Kafkas Tod, habe ich die Realität des Grauens durch die Vernichtungsorgien des 2. Weltkriegs, die auch die Vernichtung meines Vaters einschloss, hautnah erlebt, und zwar mit allem, was derzeit in der Ukraine wieder passiert, mit Bombenalarm und Flucht in Keller und Stollen. Damit aber auch jegliche Ablehnung von sprachlicher Verschleierung, Verharmlosung und Verfremdung schuldhafter Tatbestände. Einfacher ausgedrückt: üblen Verhältnissen wäre mit klarem Widerstand zu begegnen. Meine Wertschätzung dem „Kafkaesken“ gegenüber als rein stilistischem Erfolgsrezept ist daher amivalent. In den 1960ern, als ich maturierte, mussten wir Kafka gelesen haben. Allerdings ersparte ich mir seine angepriesenen

Hauptwerke, suchte mir vielmehr die nachgelassene Erzählensammlung „Amerika“ in einem schmalen Fischer-TB heraus. Bis heute blieb mir eine skurrile Szene im Gedächtnis, die mir die Brücke zu mancher seiner unterschwelligten Metaphern schuf. Der Dichter schildert eine Frau, die so dick war, dass sie sich kaum mehr bewegen konnte. Sie war unfähig geworden, sich aus ihrem Bett zu erheben. Ein Berg aus angehäuften Kleidern wurde daher ihr Nachtlager, auf welches sie ein ihr Ergebener, wenn notwendig, hinauf- und hinunterwälzen musste. In dieser Ungeheuerlichkeit der Wiederholung eigenartiger Abläufe, wiederkehrend in Gewohnheiten und dadurch schwerer und schwerer wiegend, ist Sisyphus' Stein für mich auszumachen. Mehr war für mich nicht aus dieser Lektüre zu filtern; ich erinnere mich nur noch, dass einige Passagen erheiternd angelegt waren. Meine Haltung hier nochmals: Grauen und persönliche Pein auf vielfache Art literarisch zu verfremden, sie so individuellen Gefühlen zu übergeben, mag große Kunst sein, welche Wirkung in Bezug auf das Dahinterliegende ihm nachhaltig folgt, bleibt jedoch offen. Die Charakteristik: „kafkaesk“ trifft daher zurecht jene Situationen, die sich als bizarr, unverständlich, undurchschaubar präsentieren und daher angstvolle Gefühle hervorrufen. Im Lichte nachhaltiger Wirkung ein kleines Erlebnis, das dieses „Kafkaeske“ als zeitlos ausweist.

„28.8.2023, 12 Uhr 50. Ich stehe vor den Stufen zum Aufgang der Salzburger Universitätsaula, schaue auf die Uhr: in 10 Minuten beginnt die Podiumsdiskussion! Nun, ich bin an eine Bekannte mit der Einlasskarte gebunden, eine zweite Dame mit demselben Problem bleibt auch am Fuße des Aufganges an dem dunkel gekleideten Türsteher hängen. Sechs Minuten vor Beginn äußere ich, dass womöglich meine Bekannte mich oben im Saal erwarte. Die gehbehinderte Dame neben mir mit demselben Problem und derselben Anmerkung wird dazu angehalten, mit dem Handy ihre Begleitung anzurufen. Als sie erklärt, sie hätte kein Handy mit, erhebt der dunkel Uniformierte mit süffisantem Lächeln seinen Arm, weist auf die Stiege und sagt, besser befiehlt: „Dann gehen Sie hinauf und

holen Sie ihre Bekannte herunter!“ Ich interveniere, diese Gehbehinderte doch nicht ... – im selben Moment kommt meine Freundin angerannt, ihr Obus hatte sich verspätet! Wir beide dürfen mit gezückter Karte passieren. Was nützt, dass ich zurückrufe: „Man kommt sich vor wie bei Kafka!“ Genau betrachtet war dieses Vorkommnis eine sehr offensichtliche Machtdemonstration eines kleinlichen „Würstchens“, das durch Vorschub: Gesetz ist Gesetz! Anweisung ist Anweisung! das Gefühl der Omnipotenz genoss. Zu erwähnen ist: die Sitzreihen waren sehr dürftig besetzt, was dieser Zerberus doch wissen musste.“

Annäherung 2 – durch das Medium Film

Meine Einblicke in den Komplex „Kafka“ – oder sagen wir besser in den komplexen Kafka – sollen die Verfilmungen seiner drei unvollendeten Romane, nun vertiefen. Ich dachte, damit entkäme ich dem Nachlesen der Originalschriften, und was mir wichtig schien: Ich könnte mich auf Deutungen des Inhalts durch filmische Interpretationen bekannter Regisseure verlassen. Das, was ich nun nach dem Genuss der Filme notierte, war leider für einen literaturbegeisterten lieben Freund, der sich eine Rohfassung meines Textes durchsah, unbefriedigend. Seine E-Mail lautete: *„Mit Deinem Kafka-Text konnte ich nicht allzu viel anfangen. Mir fiel nur ein, dass Kafka – so meine laienhafte Meinung – nicht davon spricht, wie die Verhältnisse einmal sein werden (anders als Orwell in 1984), sondern wie sie sind.“*

Ich ließ das Ganze sacken. Man muss ihm recht geben, und damit hat man den Schlüssel in der Hand, warum Kafka, obwohl in vielem unerquicklich (man würde sich am liebsten schnell abbeuteln wie ein nasser Hund), mit seinen Werken so nachhaltige Gültigkeit beweist – denn haben sich die Verhältnisse so verändert?

I „Der Prozess“, verfilmt von Regisseur Orson Welles

Dieser Film mit dem Titel „The Trial“ erfährt wie alle Romane Kafkas durch das Bildmedium Film keine Nacherzählung des Inhalts, sondern

versucht sich an einer Potenzierung des „Kafkaesken“. Dazu vorweg: Kafka ist tot und kann sich nicht mehr zu den vielen Auslegungen bzw. Adaptierungen seiner Werke äußern, genauso wenig er sich gegen seinen Freund Max Brod stellen konnte, der sich über das Verbot der Veröffentlichung, hingekritzelt auf einen Zettel, aufgetaucht unter Kafkas Verlassenschaft, hinwegsetzte. Damit war allem, was an Brauch und Missbrauch danach folgte, Tür und Tor geöffnet. Mit der neuerlichen sprachlichen Zurückverwandlung der Bildsprache von „The Trial“ reihe ich mich also auch ein in die Kette der Interpreten. Die von mir bewusst gewählte Ich-Form erzeugt nochmals eine Akzentverschiebung, jener von zwei Stunden Spielzeit auf wenige Minuten komprimiert, zudem angereichert durch Gefühle und Spontanreaktionen meinerseits.

„Durch ein Tor hindurch, endlich, nach langem Warten, sozusagen einem Fremdwort mit Ausdehnung begegnend und es begehend, geriet ich damit in eine erste Orientierungslosigkeit. Gleich darauf in eine von unpassenden Gesten und Fragen. Wo sind die Fixpunkte in diesem Zimmer aus Worten? Wer spricht sie und warum? Hinaus auf einen langen Gang – Ausgang, Eingang, – das ist die Frage. Was will man von mir? Was ist mit den Leuten um mich? Wohin gehen die? Fortgehen, hineingehen, vorübergehen, wieder wo hingelangen, kurz umblicken – das Vorübergehen der Zeit! Wieder und wieder diesen langen Gang des Verständnis-Suchens, Blicke aus irgendwelchen Fenstern, Zufallsrichtungen: Nord – Süd, Ausguck vom Turm – und weiter auf der Spur der Hoffnung nach Ost-West. Ohne Überblick, labyrinthisch verworren, weiterhasten. Eine nächste Tür öffnet sich. – Fluchtartig dem nächsten Begriff, dieser immerwährenden Hoffnung auf langsames Begreifen, diesem Phantom wieder und wieder nacheilen. Wer boxt sich hier durch? Bin ich es? Dieses „Blutig-Schlagen“ der Köpfe! Wie im Traum teile ich ebenso aus, wehre mich. Suche einen Ausgang, lande mit dieser Bemühung in der nächsten Diffus-Welt. Befinde mich alsdann in einer Szenerie mit großem Teppich, Zigarrenrauch und groß ausladender Geste des Unverständnisses einer mir

entgegenlächelnden Macht. – Als alle fremden Wörter mich weiter gnadenlos durch die Gänge jagen, trete ich plötzlich aus dem Film heraus. Eine Bekannte hatte sich aus ihrem Kinosessel erhoben und mir zugerufen: „Ich halte diese Brutalität nicht mehr aus.“ Sie geht, ich indessen gelange bis zum Ende der Aufführung und finde mich dort, wo mich der Regisseur zu Beginn eingeklinkt hat – am gleichen Tor.“

Im Programmheft wird die Örtlichkeit benannt: „Der Prozess“ wurde im Film „The Trial“ in vielen Szenen im leerstehenden Bahnhof Gare d’Orsay in Paris gedreht, welcher Orson Welles sehr inspiriert hat. Mit seiner Bildsprache übersetzte er Kafka und das Fassungslose, das den Büroangestellten Josef K. trifft, als dieser unerwartet ohne Angabe von Gründen verhaftet wird. Wie in einem surrealen Albtraum mit ebensolcher Kulisse übersetzt Welles das aus der Norm fallende Geschehen in verstörende Bilder, damit erreicht er bewusst unser emotionales Zentrum. In der Einleitung gab es weitere Details zur filmischen Umsetzung und damit eine Handhabe zu deren künstlerischer Einordnung. Der Film wurde im Jahr 1962 in Zagreb begonnen, aber schon im Jahr 1910 war der Text durch Kafka entstanden. Dazwischen lag der zweite Weltkrieg mit dem Holocaust, das schlug sich im Film nieder. Welles wählte ein anderes Ende als Kafka, der ein Messer ins Spiel bringt. Der Regisseur lässt den Protagonisten durch seine Verfolger in einen Abgrund treiben, in eine Falle, aus der er nicht mehr herauskommt. Durch eine auf ihn herab geworfene Granate verschwindet K. in einer Wolke, die dem Atompilz von Hiroshima gleicht. In der letzten Kameraeinstellung taucht wieder das Tor auf – es mag an jenes einer Klosterpforte erinnern, an der wieder der Türhüter wacht, der auf eine parabelartige Legende verweist mit folgender Kernaussage: *„Dann wird die Lüge zur Weltordnung gemacht“*. Ahnungsvolle Vision: Unschuldige werden zu Schuldigen, und das überall dort, wo sich solche Verkehrung niederschlägt: in den religiösen, gesellschaftlichen, politischen, juristischen und technischen Zwangsjacken einer Massengesellschaft.

II: „Das Schloss“, verfilmt von Regisseur Michael Haneke:

„Ein Mann marschert durch Schnee und Nebel, so beginnt der Film und bleibt durchgängig bei dieser Metapher: Kälte überall. Warum, frage ich mich während des Films, sehen jene Szenerien, wo Häuser ins Bild kommen, wie gemalt aus? So sieht doch kein Haus aus, auch keine Hausruine im hintersten Mühlviertel! Herabgekommene karge Innenräume sind weiters eingesetzt. Ein Landvermesser dringt in solche Geschlossenheit ein. Er muss dies anfänglich gezwungenermaßen, will aber diese Position nicht als Endstation ansehen. Zum Schloss will er hin, da muss er hin, weil dort die Verantwortlichen herrschen, die Brötchengeber, die Brotversprecher, die alles und nichts Versprecher, jene also, die Macht besitzen. Das Dorf besteht aus verwunschenen Gestalten. Frauen werden benützt zum Vertreiben von Sinnlosigkeit, diese Wesen füllen Schnaps in Gläser und sind laufend Opfer ihres angebundenen Seins. Alles spielt sich ab unter morschen Balken. Das Ganze ist also im Stürzen begriffen, dieses immerwährende kein Ergebnis bringende Hin und Her, und man ahnt schnell: Dies alles betrifft das Schloss nicht. Dieses schemenhafte Schloss ist nichts weiter als eine Parabel, ein fiktives Etwas unentschiedener Vorstellungen.“

Betreten und still machten sich die Menschen fort aus dem Kino. Ich fragte mich bereits während des Films: Ja was? Angewiesen weiterhin auf Worte, nicht auf Bilder, lässt sich weder der Regisseur befragen noch der tote K., der laut Max Brod mitten im Satz aufgegeben hat. Es bleibt: mich selbst zu befragen.

Zuvor einige Erläuterungen zur Verfilmung. „Das Schloss“ ist die vierte, derzeit letzte Umsetzung von Kafkas letztem Roman, den er Anfang 1922, also zwei Jahre vor seinem Tod, begann. Dauer des Films 123 Minuten, 35-mm-Projektion, 1997 gedreht. Drehbuch und Regie: Michael Haneke, ein österreichischer Regisseur und Oscar-Preisträger. Der Darsteller des Landvermessers und zeitweiligen Lehrers K. ist Ulrich Mühe, dessen Frau Susanne Lothar spielt Frieda, die weibliche Hauptrolle. Einige Puzzlesteine zur Entschlüsselung holte ich mir nachträglich durch das Überfliegen von Wikipedia-Artikeln, weil fühlbar:

Dieses Werk Kafkas ist mit seinem Schicksal stark verknüpft, es ist durchsetzt mit schlimmen Ahnungen. Zuerst begann Kafka in Ich-Form zu schreiben – dann korrigierte er sich und verkleidete sich sozusagen als Landvermesser K. mit der Er-Form. Wenn man aus dieser verwüsteten, endzeitlich vorgestellten Welt eine Hinwendung zum Menschen Kafka erhalten möchte, muss man dieses letzte Werk als Bilanzierung seines Lebens verstehen. Man sollte wissen, dass sein Freund Max Brod dieses als Dichtung gestaltete Lebensjahr, dieses Aufbäumen gegen die üblen Verläufe in Kafkas Dasein bald nach dessen Tod bekanntmachte: Kafkas krankheitsbedingten Arbeitsverlust, die vielen Kuraufenthalte, jene mühsamen brustbelastenden Spaziergänge, die Kafkas Krankheit kaum linderten, den reduzierten Kontakt zu Menschen, zu denen keine längere Verbindung bestand. Im Zustand dieser Übel schuf sich der Dichter mit dem „Schloss“ einen Entlastungsraum, in dem er, allerdings verfremdet, auch seine lebenslangen Skrupel und die unbefriedigenden Beziehungen zu Frauen – wie schon vorher im „Prozess“ eher unauffällig – in Bezug auf sich selbst gestaltete.

Sollte ich auch noch den letzten unvollendeten Satz des Dichters im Roman „Das Schloss“ interpretieren? Nicht nötig, das Medium Film schafft solche Leerstellen ohne Schnörkel, einfach durch ein Ende der Bilder! Michael Haneke interpretierte diese Phase einer traurigen Unumkehrbarkeit so: Seiner Instrumente beraubt, stolpert K. nur mehr planlos dahin – eine lange Kameraeinstellung weist auf das unbestimmte Ende: eine leere weiße Fläche.

III „Klassenverhältnisse“, verfilmt von Jean-Marie Straub & Daniele Huillet

Der ursprüngliche Titel bei Kafka lautete: „Der Verschollene“, aber bereits Max Brod fasste die auch zeitlich unterschiedlich entstandenen Erzählteile unter dem Titel „Amerika“ zusammen. Eine kurze Einleitung in eigener Sache: Mit Unkenntnis wollte ich an diesen Filmabend

nicht mehr herangehen, schließlich gibt es Interpretationen durch Fachleute von fast allen Sätzen Kafkas. So entstand ein Kafka'sches Universum, das sich wie ein dichtes Gewebe auch um seine Person legte. „Amerika“, meine paar gelesenen Seiten vor 50 Jahren, waren also ein dürftiger Start in Kafkas „Satz-Bilder-Welten“. Leider lässt sich das schmale, vergilbte Taschenbuch im Kleinstdruck nicht mehr finden. So blieb mir nicht erspart, dieser eigenartigen weiblichen Figur – bei Kafka heißt sie Brunelda – nochmals auf den originalen Leib zu rücken. Das war aber nicht so leicht, denn dieses Romanfragment, um es homogener erscheinen zu lassen, erfuhr vielfach verändernde Eingriffe. Beim Nachlesen in einer penibel edierten Ausgabe, die Kafkas handschriftliche Fassungen verglich, wurde mir klar, dass sich nicht meine Erinnerung so sehr verschoben hatte, sondern ich mich auf eine ganz bestimmte Ausgabe gestützt hatte. Eine Erkenntnis, die mich Kafkas Person näher bringt durch die uns alle betreffende Wahrheit: es bleibt vieles sowohl Zufall wie auch fragmentarisch! Endgültige Schlüsse zu ziehen, alles festzulegen sind Wunschgebilde, reine Überheblichkeit. Vorgestellte „Gewissheiten“ lösen sich demzufolge vielfach in reine Vorurteile oder Wunschgebilde auf! Das zeigt der Film inhaltlich, ebenso durch die Änderung des Titels in „Klassenverhältnisse“.

Bekannt ist, dass dieses neue Medium Film, jene Welt in Schwarz-Weiß, Kafka fasziniert hat. Er war ein großer Kinogänger. Die Welt als eine Aneinanderreihung von Bildern zu begreifen, zeichnet ja auch unser allererstes Sein aus. Zuerst kommen die Bilder, dann mühsam die Worte, die diese Bilder nachzuzeichnen versuchen. Konkretes mittels Bildsprache auf eine bestimmte Art zusammenzubringen, um auf Dahinterliegendes, also Verborgenes, aufmerksam zu machen, diese Intention ist im Film „Klassenverhältnisse“, alias „Der Verschollene“, alias „Amerika“ eindringlich umgesetzt worden. Wir, die Zuseher, sahen die Kopie eines 35 mm Films., entstanden 1984 in deutsch-französischer Co-Produktion.

Bei der Einführung wurde gewarnt, ein „steiler“ Film würde uns bevorstehen, wir sollten uns auf Übersteigerungen gefasst machen. – Mit dieser Ansage ging der Vorhang auf:

Es beginnt mit einer Symbolik von Bildern: jener der Freiheitsstatue sowie einem Arbeiter in Erz gegossen, unterlegt mit originalen Kafka-Sätzen. Schnitt. Um einen Koffer am Schiff geht es, der einzigen Habe des Protagonisten. Schnitt. Dann geht es um einen Onkel, in Hauptsache aber geht es um diesen jungen Mann, akkurat frisiert und sehr kerzengerade, Haltung bewahrend. Und erst seine Sprache! Das reinste Burgtheaterdeutsch, ach der junge Mann spricht zunehmend ein Verteidigungsdeutsch, bestehend aus lauter Rechtfertigungssätzen: Ja, es war seine Schuld, dass er den Schirm vergaß auf dem Schiff, und es war seine Schuld, dass er seinen Koffer einfach stehen ließ, und es ist seine Schuld, dass er andere infolge seiner Misslichkeiten also tangiert. Schnitt. Allein sein ohne Beziehungen – Beziehungen ja, aber welche? Schnitt. Spielball einer eigenartigen Zufallswelt in Zeitlupe. Ach ja, ich erkenne den Text, Wort für Wort, der da zelebriert wird, und auch die Abfolge in diesem Stationen-Theater. Schnitt. Langsam ziehen am Pier Häuserkulissen vorbei – vergleichbar jenen von Hamburgs oder Leipzigs Speicherstadt. Schnitt. Unser Mann durchwandert mit seinen beobachtenden Augen alle Schichten – die Reichen, diese Emporkömmlinge mit Auto und Chauffeur. Schnitt. Ein Herrenhaus und die Launen ihrer Bewohner. Schnitt. Da ist kein Bleiben für einen wie ihn, da fehlt das Geld in der Tasche! Ja, auch das ist die Schuld des jungen Mannes, er lässt sich ein auf dies und das! Schnitt. Eine Kantine und eine ihm gewogene Frau. Dieser 17 Jahre junge Mann sagt seinen Namen: Karl Roßmann, gehemmt durch seine eigenartige Etikette – und des Englischen nicht mächtig –, ach Gott, wie geht das weiter? Etikette, Haltung, angesichts dieses neuen Ortes. Schnitt. Wald und zwei zufällige Typen. Höflichkeit und Vertrauen führen nicht immer zum Ziel, wird hier auf dem nackten Erdboden demonstriert. Ein Foto verschwindet aus diesem Koffer („Ich hab noch einen Koffer in Berlin!“), und das treibt die Handlung, nein, den jungen Mann weiter. Schnitt. Und doch

erntet er durch seine Höflichkeit einen Posten, der zu dieser Höflichkeit passt. Schnitt. Der junge Mann als Liftboy in Uniform. (Hatte man damals in Prag und Berlin schon Lifte und Wolkenkratzer?) Schnitt. Anweisungen hier, Anweisungen, dort vom Geldadel an diese Kein-Geld-habenden-Figuren weitergereicht und jeweils weiter nach unten (Den Letzten beißen die Hunde!) Das geht bestimmt nicht gut, ahnt der Zuseher. Unser junger Mann stolpert in die Falle: hier die Lift-Welt, dort die lauernde Gauner-Welt. Schnitt. Ein Hinauf und Hinunter, zuletzt ein totaler Hinausschmiss. Schnitt. Vorher Anklagen. Antworten in geschliffenster Verteidigung und Willigkeit zu Ehrlichkeit. Jedoch die reinste Spiegelfechtereie – Härte siegt über Milde! (Mobbing auf höchstem Niveau) Schnitt. Wieder auf der Straße – eine Redensart, die nichts Gutes bedeutet – Gosse. Alkohol, man kennt das. Schnitt. Der junge Mann ist noch immer wie aus dem Ei gepellt (in jedem Film bis heute bleibt das so – auch jede Frisur glättet sich schnell nach jedem Zweikampf) und sieht sich einer neuen Location gegenüber: Schnitt. Haus mit Innenräumen. Kulisse: eine Frau liegt auf einem Kanafee. Es ist Brunelda, jene verfaulende Opernsängerin (meine alte Bekannte). Aber wie sieht sie aus? – Irritation! Sie ist jung und nicht übermäßig dick und kann selbst von dieser Liegestatt noch aufstehen. Schnitt. Und der Lügen und der menschlichen Launen und Schikanen ist kein Mangel in dieser Welt der Ausgestoßenen. (Ja, nur wer im Wohlstand lebt, der lebt angenehm! Brecht). Schnitt. Ein Plakat spielt die nächste Rolle, nämlich eine hoffnungsvolle Stellung vorzugaukeln und damit Geld, endlich Geld, somit Sicherheit zu erlangen. Schnitt/ Das Ende? Jeder wünscht diesem jungen naiven Menschen Gutes!! Schnitt. Karl sitzt im Zug und entschwindet den Blicken des Kinopublikums. Schnitt. Der Zug fährt endlos lang (2? Minuten) einen Fluss (den Fluss jeden Lebens) entlang. Wir stehen auf – ein Stammpublikum, gesetzte Menschen, die sich solch bedrückende „Klassenverhältnisse“ durch einen guten Beruf vom Leib halten konnten, die wie der reale Kafka ihr Auskommen durch tägliche tätige Arbeitsverhältnisse abdienten. Alle drei Filme, stelle ich fest, folgen dem künstlerischen Credo Werner Herzogs.

Durch diese nochmalige Übersteigerung der Intentionen Kafkas im Film ist Abwehr der Besucher solch sozialen Verhältnissen gegenüber vorprogrammiert. Hält solches Bemühen aber vor? Meine Begleiterin, die ich mitgelockt hatte, gab als lapidaren Kommentar (sie hatte, anders als Kafka, das reale Amerika der 2010er Jahre kennengelernt): „In Kalifornien sieht es von der Struktur her noch genauso aus – auf der einen Seite spaziert das Geld, auf der anderen Straßenseite lüngen herabgekommene bettelnde Existenzen!“ Kafkas „Verschollener“ sei sowohl als Entwicklungsroman zu verstehen wie auch zeitgeschichtlich, denn er beleuchtet die Arbeitslosenproblematik nach dem ersten Weltkrieg. Als Kulisse wählte er das von ihm imaginierte Amerika der vielen Auswanderer. Um auch noch diese „Brunelda“ zu „entzaubern“, die mir als Jugendliche so wenig glaubhaft schien: Sie und ihre zwei Kumpane veranschaulichen heute ein alltägliches Phänomen, für das es einen exakten Befund gibt: Brunelda ist eine Messie!

Conclusio: Bin ich klüger geworden, informierter, näher an Kafka herangekommen durch diese unterschiedlichen Deutungsversuche der Fachleute, die so gerne alles auf einen Punkt bringen, auf eine treffende Vokabel: Hybris; Dystrophie; Narrativ; Obsession? Und was mit der genialen Einigung und Reduktion auf: „kafkaesk“? Bin ich klüger geworden durch jene Zuschreibungen mit dem Befund: idealistische Weltfremdheit gepaart mit einem Zug zum Visionär, zur Entfaltung gebracht in einem neurotischen Charakter mit depressiver Grundstimmung? Alles Abstraktionen eines menschlichen Wesens, nichts weiter als ein schwarzer Strich auf einer Leinwand.

Ich bin noch mit der Frage beschäftigt – wie gelingt mit meiner KAFKA-Annäherung etwas Befriedigendes, Erhellendes in Bezug auf diese „Kafka-Welt“? Vielleicht, indem ich sie durch Kafka selbst ins Heute hole, in die immer deutlicher werdende Vergewaltigung des Menschen von Seiten der Mächtigen, die die Masse Mensch als Ware aufwiegen, als Spielball ihrer Interessen missbrauchen und einer

Entfremdung ausliefern, und das alles im Namen eines wilden Kampfes diametraler Systeme: Diktatur / Mitbestimmung / Unfreiheit / Selbstbestimmtheit.

Annäherung 3 - durch den Hype um Kafka

Ich mache die Popularität von Franz Kafka nicht an den Charakteristika seiner Person und Werke fest, sondern an dem Organisations-talent Max Brod. Ohne dessen gezielte Bemühungen müssten wir heute Kafka als verschollen annehmen. Ein quasi zeitversetztes Team-work schaffte seine Popularität, begünstigt durch Faktoren, die gut zusammenpassten. Brod galt als gewiefter Organisator, der Ort und Zeit klug mitinszenierte, der die wichtigsten Menschen vernetzte und damit ein „Kafka-Bild“ auf „ewige Zeiten“ fixierte. Heute gelingt es der Werbebranche mit gigantischem Aufwand an Geld und Methoden Stars zu produzieren. Max Brods Intention war nicht derart aggressiv angelegt und auch keineswegs vorrangig materiell. Sich in diesen „Brod“ zu vertiefen (der Verlag Wallstein hat 2014 dessen ausgewählte Werke neu aufgelegt), vermittelt eine klare Sicht auf dessen Person. Es mag auf eine schicksalshafte Umkehrung hinweisen, dass Kafka in einem Brief jenes erste Werk als „Der Verschollene“ bezeichnet. Durch das Eingreifen Brods passierte Gegenteiliges: Kafka blieb eben nicht verschollen! Und auch die „Verwandlung“ lässt ihn nicht mehr los. Einen Blick noch auf derartige Umkehrvorgänge: Kafka ist durch diesen Schritt seines Mentors quasi zurückgekehrt auf die Schlachtbank seines Großvaters (der Metzger war). Mit wachsender Popularität wurde und wird er aufgeteilt in verwertbare Portionen. Von Kafkas Werken kann man gut leben, jeder kleinste Brocken, jede Faser, jede Sehne gibt Nahrung. Kafka ist somit als ein Vorläufer und Repräsentant populärer Stars anzusehen, die heute ganze Industrien durch Einverleibung und Ausschlachten am Leben erhalten. Eingegliedert in die Unsterblichkeit, in den Ur-Zyklus einer immerwährenden Getriebenheit des Räderwerks.

Diese Frage nun bleibt, von mir hypothetisch dem Franz Kafka gestellt: Würde sich diese seine Obsession, dieses fieberhafte, nächtlich ruinöse, einsame Schreiben, diese Realität der Käferhaftigkeit menschlicher Existenz, dieses multiple Erleiden von Qual durch das Ergebnis der Öffentlich-Machung seiner Werke in Befriedigung und somit Befriedung und Befreiung umkehren? Eine andere Frage in Richtung Hype: Ist solche Obsession nicht schon ein Krankheitssymptom, ausgelöst durch das Spannungsfeld der Moderne: Masse zu Individuum? „Wir sind Kafka!“ – wie die „Bild“-Zeitung solche Aneignungen gerne titelt, lässt weiter nach Motiven fragen.

Meine Mutmaßung zeigt die nachfolgende Satire:

Just im Jubiläumsjahr, welches zum 100. Geburtstag des Dichters Franz Kafka ausgerufen worden war, fand sich in der internationalen Presse zu Jahresbeginn 2024 folgende Sensationsmeldung: „Verschollener Text Kafkas in den USA aufgefunden!“ Es war klar, die Leser sollten mit möglichst geheimnisvollen, ungeklärten Details bei der Stange gehalten werden. So wurden Fundort und Umstände aufgedeckt, sogar der Name des Bibliothekars, der bei diesem Sensationsfund anwesend war. Die Szene in der Bibliothek wurde in manchen Gazetten ausführlich geschildert: Aus einem Ordner, der total überladen war mit eingehafteten Dokumenten vom Prozess zum Untergang der Titanic (angestrebt von Versicherungen, aber längst entschieden), fiel einem jungen Mann plötzlich ein schwerer Band zu Boden. Ein lautes Krachen, der Bibliothekar eilte herbei und hob diesen auf, ein Doppelblatt blieb jedoch am Boden liegen. Die Überprüfung an Ort und Stelle ergab, es handelte sich bei dieser losgelösten Doppelseite wahrscheinlich um ein eingelegtes Blatt. Der Bogen war handschriftlich eng beschriftet, bei näherem Hinsehen entdeckte der Aushilfsbibliothekar D. die Unterschrift „Franz KAFKA“.

Somit wanderte dieser Fund unverzüglich durch die Hände namhafter Experten und sodann wiederum als weiterer Bericht in die New York

Times und zur Süddeutschen. Die Meinung des prominentesten Experten Dr. B. aus G. lautete folgendermaßen: „Das Charakteristische an Kafka lässt sich in dem aufgefundenen Textfragment durchaus finden; ja besonders das Unbestimmte eines nicht geographisch festzumachen- den Ortes, ebenso die räumlichen Anordnungen, auch der eigenartig brutale Umgang im Alltagsleben von Männern. Vor allem findet sich Kafkas Bildhaftigkeit im Text.“ Dr. B. datierte diesen Fund etwa ins Entstehungsjahr 1910, in dem Kafka erste Veröffentlichungen kurzer Texte gelangen. Diese wären allerdings Fingerübungen gewesen, so der Experte, vergleicht man seine nachgelassenen Werke. Kafkas Sichtweise, so Dr. B., war in dem aufgefundenen Textfragment bereits angelehnt an die Moderne, die Freud wie auch die Surrealisten und das Medium Stummfilm zeitgleich einläuteten.

Zum Beweis druckte die Züricher Allgemeine die aufgefundenen 50 Kafka-Sätze in voller Länge ab:

„Der Reisende hatte das Ohr zum Offizier geneigt und sah, die Hände in den Rocktaschen, der Arbeit der Maschine zu. Dass diese sie mit aller Schlauheit ausfragen wird, dessen bin ich mir gewiss, dachte er. Solche in seinem gegenwärtigen Zustand ganz nutzlose Gedanken gingen ihm durch den Kopf, während er dort aufrecht an der Tür klebte und horchte. Das größte Bedenken machte ihm die Rücksicht auf den lauten Krach, den es geben müsste und der wahrscheinlich hinter allen Türe, wenn nicht Schrecken, so doch Besorgnisse erregen würde. Während des langen Abends wurde die eine Seitentüre und einmal die andere bis zu einer kleinen Spalte geöffnet und rasch wieder geschlossen; jemand hatte wohl das Bedürfnis hereinzukommen, aber auch wieder zu viele Bedenken. Deshalb bleibe doch der beste Rat, einfach alles hinzunehmen, als schwere Masse sich zu verhalten, und fühle man selbst sich fortgeblasen, keinen unnötigen Schritt sich ablocken zu lassen, den anderen mit Tierblick anzuschauen, keine Reue zu fühlen, kurz, was vom Leben als Gespenst noch übrig ist, mit eigener Hand niederzudrücken, das heißt, die letzte grabmäßige Ruhe noch zu vermehren und nichts außer ihr mehr bestehen zu

lassen. Ich sperre die Verbindungstüre ab, war zu vernehmen, sodass Sie ganz ungeniert bleiben können. Klar, es ist eine Bewegung ohne Ende, eine Unruhe, übertragen von dem unruhigen Element auf die hilflosen Menschen und ihre Werke! Ohne weiter belästigt zu werden, kam der Reisende glücklich aus dem Garten. Dunkle Leere wehte ihm entgegen. Der Chauffeur war zu seinem Wagen getreten und putzte, um die Zeit auszunützen, mit einem Fetzen die Wagenlaternen. Aber plötzlich nach einem Augenblick unachtsamen schweigenden Dastehens fühlte er wieder die wachsende Kraft in seinem Leib, und jener hatte sich ihm entwunden, fasste ihn mit gut ausgenützem Obergriff, wehrte seine Beine mit Fußstellungen einer fremden Kampftechnik ab und trieb ihn vor sich mit großartiger Regelmäßigkeit Athem holend an die Wand.

„Ja, oder nein!“ Die Frage, ob er stellungslos gewesen sei, beantwortete er mit einem einfachen „Ja“. Von diesem Augenblick an hatte der Reisende an dem Schauspiel unten keine Freude mehr. „Was ist mit mir geschehen?“ dachte er. Die zwei Unbekannten hielten die Hände auf dem Rücken und rieben sie ununterbrochen aufeinander, wie in freudiger Erwartung eines großen Streites, der aber für sie günstig ausfallen musste. Davon hat ihnen der Offizier gewiss nichts erzählt, denn dessen hat er sich natürlich am meisten geschämt. Diese Gefahr musste man allerdings auf sich nehmen, man konnte nicht eine Ersatzwagen mitführen, zu dessen Bereitstellung und Führung ein Student halb im Scherz sich angeboten hatte. Verzeihen Sie, wenn vielleicht meine Erklärungen ungeordnet sind; ich bitte Sie um Entschuldigung.

Mit dieser Entschuldigung soll ich mich begnügen? Der heutige Abend ist schon von vornherein gestört und wer weiß, wann sie uns nächstens Ihr Herr Onkel wieder überlässt. Und in einem solchen Zeitpunkt kommt noch Karl, sein einziger Anhänger, daher, will ihm gute Lehren geben, zeigt ihm aber stattdessen, dass alles, alles verloren ist. Aber lass mich doch, sagte jener und machte sich bereit, wenn es nötig sein sollte, mit den Fäusten sich Freiheit zu verschaffen, so wenig Aussicht auf Erfolg auch war. Kaum war der Reisende wieder innerhalb seines Zimmers, wurde die Tür eiligst

zugedrückt, fest verriegelt und versperrt. „Man muss doch Gelegenheit gehabt haben, sich zu verteidigen.“ sagte der Reisende und stand vom Sessel auf. Gerade Verzicht auf jeden Eigensinn war das oberste Gebot, das ich mir auferlegt hatte; ich, freier Affe, fügte mich diesem Joch. „Wie könnten Narren müde werden!“ Doch dieses Lächeln sah ich nicht mehr ganz zu Ende, denn Scham drehte mich plötzlich herum. Und diese alten Späße hatte ich diesmal erst nach so langem Beisammensein erkannt.

„So!“ sagte ich und klatschte in die Hände zum Zeichen der unbedingten Notwendigkeit des Abschieds. Ich kenne den Kommandanten! In einem Zimmer hätte ich mit ihm nicht allein sein wollen, aber hier? Er reichte K. die zitternde Hand und ließ ihn neben sich niedersetzen, mühselig sprach er, man hatte Mühe ihn zu verstehen, aber was er sagte ... wir gehen so lala, der Wind fährt durch die Lücken, die wir und unsere Gliedmaßen offenlassen. Man sah, wie er sich streckte, um das Innere des Lokals zu übersehen und möglichst viel Bedienung herbeizurufen. Nun bin ich entkleidet und sehe, die Finger im Barte, mit geneigtem Kopf die Leute ruhig an. Als erster setzte der Herr in Zivil sein Bambusstöckchen in Tätigkeit und klopfte, wenn auch nur leise, auf das Parkett. Komm nur, man sieht ihn nicht, sagte die Schwester, und offenbar führte sie die Mutter an der Hand. Nun sitzen sie also morgens mit den Damen in der Loge des Kommandanten. Herr Gregor aß nun fast gar nichts mehr. Ein schwach geworfener Apfel streifte seinen Rücken, glitt aber unschädlich ab. Das Geländer war übrigens nicht lang und bald wurde der Reisende wieder vom geschlossenen Gang aufgenommen.

Ich werde sogar, so leid es mir tut, meine Erklärungen abkürzen müssen. Aber es müssen die Folgen meiner früheren Sorgen sein, die mir diese Schlaflosigkeit verursachen. Verstärkt wird alles noch, wenn man zu dieser späten Abendzeit einen Freund aufsucht, um nachzusehen, wie es ihm geht. Der Alte ist hier begraben, sagte der Soldat, ein Platz auf dem Friedhof ist ihm vom Geistlichen verweigert worden. Wenn man in Amerika Koffer stehlen kann, kann man auch hie und da lügen, dachte er zur Entschuldigung. Aber, unterbrach sich der Offizier nach langem Schweigen,

ich schwätze und sein Apparat steht hier vor uns. Sehen wir uns die erfolgte Umwandlung genauer an. Wie krachte in dem heißen Sommer das Holz in ihren Speichen und Deichseln! Nach dem verwirrenden Bericht blieben wir stehn; die weggelaufen waren, kehrten zurück.“

Nach diesem Abdruck des Kafka'schen Fundstücks erschien eine weitere Expertise, die notwendig war, da sich in der Fachwelt Gerüchte verbreitet hatten, das Ganze sei ein nachweisbarer Schwindel. Dr. A. aus F., als Linguist anerkannt, bestätigte die Authentizität mit folgenden Argumenten, dass sich im Text Austriazismen wie das Weglassen des „e“ in manchen Endungen der Verben fänden, dies sei üblich in allen Texten Kafkas, der sich selbst als österreichischer Schriftsteller bezeichnete, obwohl er sein Leben lang in Prag wirkte und somit nach Ende der Monarchie tschechischer Staatsbürger war. Beispiele hierfür wären: anschauen, stehn, angebotn, quasi auch als Referenz ans Mündliche. Zum Zweiten ließe sich noch das Dehnungs-„th“ wie in Athem finden, welches erst bei der orthographischen Konferenz in Berlin, ratifiziert 1902, fallen gelassen wurde. Nach Dr. A. aus K. könne dieses Blatt Kafkas also etwas früher datiert werden, zumal es ja dauerte, bis sich Rechtschreibreformen durchsetzen würden. Im Übrigen verweise diese kleine Skizze oder Vorarbeit auf das Interesse Kafkas an der Technik. Bereits im ersten Satz würde eine geheimnisvolle Maschine auftauchen, die sich später im weiteren Werk fast satzgleich sich wiederfindet. – Eben deren unheimliche Wirkung auf den Menschen.

Die ganze Sache blieb also vorerst ungelöst.

Diese ungeklärte Agenda Kafka sollte aber am Köcheln gehalten werden durch folgenden Artikel: „Sensationsfund als Schwindel entlarvt“, SN 13. 2. 2024:

James A. Dexter, Student der Deutschen Sprache an der NEW YORK SCHOOL OF BUSINESS, im Nebenjob Bibliothekar, gab vor Gericht an, diesen Coup mit seinem Freund Arthur inszeniert zu haben. Der Grund: Die beiden träumten davon, durch ein Startup auf dem explodierenden Markt der künstlichen Intelligenz zu reüssieren, um an

schnelles Geld zu kommen. **Aus dem Vernehmungsprotokoll:** „Dexter, auf der Suche nach einer kostengünstigen PR, spielte der Zufall in die Hände. Vor kurzem, so berichtete er, hätten sich Arthur und er mit einigen Kommilitonen zu einer feuchtfröhlichen Party in einer Garage getroffen. Arthur, leicht illuminiert, entdeckte in einer Ecke etliche Kisten mit alten Büchern. Dexter daraufhin: Jeder möge sich eine Sitzgelegenheit aus den zahlreichen Büchern bauen. Freund Arthur rutschte sogleich von seinem Bücherberg herunter, er war zufällig auf den gesammelten Werken Kafkas, 12 Stück, herausgegeben durch Max Brod, ins Schwanken gekommen, worauf er diese spontan den Sitzenden vor die Füße warf. Wie von Geisterhand, so beschrieb Dexter die damalige Situation, hatte jeder schnell ein Exemplar in der Hand. Durch seine launige Bemerkung, bei Kafka würde jeder schnell fündig, klangen in einer Kakophonie sondergleichen bald Kafka-Sätze von der niedrigen Garagendecke. Das Happening artete aus, so Dexter, als sein Freund mit Zungenschlag äußerte, die Bücher wären ohnehin für den Müll bestimmt. Dexter, so seine Aussage, meinte zu den anderen, dass vor der großen Vernichtung jeder seine kleine inszenieren sollte, nämlich eine Seite aus dem Buche reißen und ihm überlassen. Er wolle, so die plötzliche Eingebung, damit einen neuen Kafka herausbringen. Dies also war jene zündende Idee, so die Aufdecker, an der Dexter so lange feilte bis zur Inszenierung dieses unglaublichen Fundes. Freund Arthur war eingehend instruiert worden.

Details zum Erstellen des Kafka-Textes waren ebenso im Protokoll festgehalten: Dexter setzte aus 50 beliebigen Sätzen Kafkas jenen Text (des Corpus-Delicti) zusammen, wobei er eine einigermaßen verständliche Reihenfolge mit Hilfe eines Kollegen (im 2. Semester Informatikstudent) erreichte, um das Ganze logisch erscheinen zu lassen, Ort, Zeit und Personen betreffend. Dies gelang durch minimalste Veränderungen mit dem Ergebnis „99,64 Prozent Original-Kafka“ zu erhalten. Verblüffung löste nicht nur bei Dexter aus, mit solch geringer Ausbeute an Datenmaterial ein einigermaßen brauchbares Ergebnis

erzielt zu haben. Dass dies natürlich nur der Start sein konnte und Dexter für sein Startup „Dichter/press“ sich eine enorme Datenbank aufbauen würde müssen, nicht nur wie beim ersten Versuch mit 15.230 Wörtern zu operieren, war klar. Der große Vorteil dieses ersten Versuchsballons war gewesen, sich vor Plagiats- wie Fälschungsvorwürfen abzusichern. Ein Licht war diesem Dexter aufgegangen, er würde die Unsterblichkeit des Franz Kafka und jedes x-beliebigen Schriftstellers mit dieser Innovation in Szene setzen können. Er würde sich in Zukunft jedes gestellten Themas durch seine Firma „Création-Kollektion“ annehmen können, er würde zur Welt-Marke werden! Mit Hilfe nur weniger Operationen und dementsprechender Logarithmen zur Steuerung seiner Datenbank ließen sich mittels künstlicher Intelligenz jedes Thema, damit jedes Buch in Minutenschnelle erzeugen und zudem jedes Facelifting alter Ausgaben bewerkstelligen.

Dexter und sein Compagnon waren zwar angeklagt, aber freigesprochen worden, da jene Änderungen am Text durch die vorgelegten Beweise aus Kafkas Originalen (mit genauen Angaben der entnommenen Zitate) als marginal und daher nicht rufschädigend eingestuft worden waren, sondern als Studentenukl. Im Gegenteil – Kafka galt nun unwidersprochen als jener, der den Komplex der Künstlichen Intelligenz schon um 1910 intuitiv erfasst hatte, indem er jene Verstörung aufzeigte, die Menschen erfasst, wenn alte, gewohnte Formen und Lebensweisen durch den Zwang von Maschinen radikal zerfallen. Ein letztes Nachspiel, 1. April 2024:

Auf Anregung von Prof. Dr. C. aus W. wurde dieser Text als für Kafka signifikant und als solcher anerkennenswert im Deutsche Nationalarchiv Marbach mitsamt seiner Entstehungsgeschichte, also mit allen diesbezüglichen Presseauschnitten und Dokumenten, archiviert und ist damit abgeschlossen. Zuletzt noch die abschließende Interpretation dieses Kafka´schen Kleinods durch den Philosophen Prof. Mag. Dr. K. aus S.:

„Im vorliegenden Text, der, wie man weiß, zu einer Collage aus Sätzen Franz Kafkas zusammengefügt, ist ein wundersames Beispiel dafür, wie sich, im kleinsten Teil jegliche Eigenarten erhaltend, ein Ganzes abbildet. Es lässt sich nicht leugnen: Trotz dieser Zufallsauswahlmethode entsteht nicht gänzlich anderes. Das muss in seiner Konsequenz zu denken geben und natürlich auch, ob diese These unangreifbar bleibt. Als Philosoph verteidige ich sie, denn selbst jene völlig am Ende des Textes herausgerissen wirkende Passage führt vor, dass sich diese Maschine infolge Hitze zerlegte. Gleichwohl aus welchem Material unsere Erfindungen also gemacht werden, sie sind eingebunden in ein Ende.“

Katalin Jesch

1.

gedanken
in maßeinheiten unserer empfindungen
wieder und wieder
teilen

auch die wahrnehmung
mit der wahrscheinlichkeitsrechnung
ins hundertste
ins tausendste

*der geist
wird erst frei
wenn er aufhört
halt zu sein*

endlich letztendlich
in jeder grundlage
konterkarieren wir
die wirklichkeit

das unvorhersehbare
fortlaufende
variable verständnis
von unseren wörtern

alles
ungesagte
schreiben wir
hinter die ohren

schieben den riegel vor
in den verästelungen der zeit
fallen ins leere
richtung zuversicht

es hält uns
und gleichzeitig
lässt es uns
frei sein

2.

quer durch die innere landschaft
nach innen gewachsen
mit komma und punkt
ziehen sätze

*verstecke sind unzählige
rettung nur eine
aber möglichkeiten der rettung
wieder so viele wie verstecke*

ungefragt heften sich gedanken an
werfen kleinen hacken
*es gibt ein ziel
aber keinen weg*

um sich über wasser zu halten
frei zu atmen
fragen halten sich fest
drücken gegen widerstände

worte blei staub
durch kriegswände gezwirnt
spulen uns auf
reißen an fäden an jahren

eingedreht in uns selber
friedeneinwärts
ausnahme und regel
umklammern

umsichtig
unsere herzen
was wir weg nennen
ist zögern

trennungszeichen
bindestriche
ziehen die hoffnung
fester zu

3.

in den farben der tage
spüren wir uns auf
mit dem hellen
locken wir uns

bis wir
geblendet
vom ja das nein
herauswaschen

im gedankenmeer
die aufbrausenden wellen tauchen
nach glitzerndem
der wind peitscht sie

auf und ab
wie wünsche
als ob er die zeit
so fangen könnte

auch wir lassen uns
im delta unserer wörter
treiben
bis wir anker werfen

*du bist
die aufgabe
kein schüler
weit und breit*

es gibt nur einen brand
der uns löscht
und uns
in das leben rettet

4.

mit der sich entrollenden
spur der zeit
drehen wir uns
in einem rad

nah
und fern
sind wir
nahtstellen

zugkräfte
speichen
um speichen
messbar

worte
beim auseinanderdriften
beim zusammenfinden
hier und dort

*das glück begreifen
daß der boden auf dem du stehst
nicht größer sein kann
als die zwei füße ihn bedecken*

immer wieder
fang-
frage sein
bei dir

mit wörtern
unsereins
aufs neu
erahnen

das schimmernde
in uns
gleich als zeiger
und leuchtziffern in einem

5.

komm mit mir
auf unsere
von fremden
umspülte sandbank

zu begreifen was noch nicht ist
und darüber hinaus
auch wenn wir
keine insel sind

*wie kann man sich
über die welt freuen
außer wenn man
zu ihr flüchtet*

wir spielen
gegen den anfang
mit worten
mit berührungen

wer wagt gewinnt
der würfel fällt
wie viele punkte bekommt
die zukunft

6.

*ich war eine brücke
über einem abgrund lag ich*

das wortlos reißende verbreiterte
die unsicherheit in mir
vertiefte die sehnsucht
nach antworten

beim schauen
in das wirbelnde
vergaß ich
auf den tod

alles sein
was sein könnte
fand ich
im nichts

*... die brücke war in den karten
noch nicht eingezeichnet*

7.

du läufst
in der unsichtbaren ewigkeit
verläufst dich
bist neben dir
außer dir

*der weg ist unendlich,
da ist nichts abzuziehen,
nichts zuzugeben
und doch hält jeder noch
seine kindliche elle daran*

*gewiss, auch diese elle wegs
musst du noch gehen
in der losen zeit
die dir noch bleibt
rückwärts*

vorwärts
in der hoffnung
aus allen himmel zu fallen
in die arme der zuversicht
es wird dir nichts vergessen werden

Kafka-Zitate

aus: Beim Bau der Chinesischen Mauer (Sammelband).

„Der Geist wird erst frei wenn er aufhört, Halt zu sein.“

„Verstecke sind unzählige, Rettung nur eine, aber Möglichkeiten der Rettung wieder so viele wie Verstecke. Es gibt ein Ziel, aber keinen Weg; was wir Weg nennen, ist Zögern.“

„Du bist die Aufgabe. Kein Schüler weit und breit.“

„Das Glück begreifen, daß der Boden, auf dem du stehst, nicht größer sein kann, als die zwei Füße ihn bedecken.“

„Wie kann man sich über die Welt freuen, außer wenn man zu ihr flüchtet?“

Aus dem Prosastück: „Die Brücke“

„Ich war steif und kalt, ich war eine Brücke, über einem Abgrund lag ich, diesseits waren die Fußspitzen, jenseits die Hände eingebohrt, in bröckelndem Lehm hatte ich mich festgebissen. Die Schöße meines Rockes wehten zu meinen Seiten. In der Tiefe lärmt der eisige Forellenbach. Kein Tourist verirrt sich zu dieser unwegsamen Höhe, die Brücke war in den Karten noch nicht eingezeichnet.“

Aus den Zürauer Aphorismen

„Der Weg ist unendlich, da ist nichts abzuziehen, nichts zuzugeben und doch hält jeder noch seine kindliche Elle daran. Gewiss, auch diese Elle Wegs musst du noch gehen, es wird dir nichts vergessen werden.“

Die Verknappung der Zeit

Sie empfindet nicht den Skandal der verknappten Zeit. Sie liebt. Es zählt nicht, dass Kafkas Vater sie ablehnt. Es zählt nicht, dass der Dichter aufgrund seiner Krankheit als arbeits- und heiratsunfähig gilt. Dora Diamant liebt. Ihr Wille könne ihn retten, denkt sie immer wieder. Selbst als Kafka bereits in Kierling darniederliegt. Selbst als die Ärzte ihm nur noch sechs Wochen Liebes-, kaum mehr Schreibzeit zusprechen. Zeitliches als Beiwerk. Für die Ewigkeit der Bund, seit sie Kafka begegnet ist.

Ihre Augen dunkel, sinnlich ihr Mund. Dora scheut nicht den aufmerksamen Blick Kafkas. Augenblicklich erkennen die beiden einander. So tiefgründig und weitreichend, wie es menschlichen Wesen nur irgendwie möglich ist. Ihr volles Haar, der kräftige Hals, die kleine kräftige Frau. In der Küche des jüdischen Volksheims an der Ostsee stehen Dora und Kafka voreinander. Er ist ihr, im ersten Moment fasziniert, an den Arbeitsplatz gefolgt. Dora zögert nicht, die blutige Arbeit am Fisch zu Ende zu bringen. Der feine Doktor aus Prag bedauert, dass so schöne Hände sich grob zu betätigen haben. Elegant der Herr, höflich, charmant. Aber Fische müssen zerlegt und ausgenommen werden, Essen will zubereitet sein. Sympathisch selbstverständlich Doras Wirken im Volksheim. Sie wird sich später ebenso wenig zieren, an der Seite des Todkranken in Kierling auszuharren.

Bei der ersten Begegnung am Strand in Müritz ist Dora bereits der hohen Gestalt Kafkas verfallen, den braunen Augen, dem melodiosen Bariton. Die fünfundzwanzigjährige Ostjüdin lebt selbstständig in Berlin.

Der assimilierte Jude Kafka noch immer Sohn. Aber nun hat er eine Frau gefunden. Mit ihr springt er den alten Dämonen davon. Kafka fühlt sich den Gespenstern entkommen, zumindest vorläufig. Als Mann legt er seine Lippen an die vollen der kleinen sinnlichen Frau.

Tyrannen knebeln das Leben. Tyrannen vernebeln die Lebenswirklichkeit. Sie wollen diktieren, was Realität zu sein hat. Sie erheben ihre Hand zur Urteilsverkündung. Wenn die Machthaber dich in den Tod schicken, dann bist du so gut wie verloren. Argumentationen verpuffen. Diktatorisches Recht ist nicht auf Denken begründet. In Berlin fühlt sich Kafka endlich fern der Tyrannei. Fern vom Vatergerede, das systematisch Recht und Unrecht einzementiert. Im letzten Lebensjahr bewegt sich Kafka im „gelobten Land“. Er drückt Dora an sich. Er spürt das Leben an ihrem Leib. Eine ungekannte Lebendigkeit packt ihn, obwohl sein Lebensfaden beinahe gekappt ist. Seine Sinne so spät zur Welt gekommen. Die paar Monate Leben mit Dora in Berlin ein Spiel. Wenn nicht Kälte und Not gerade schlimm drangsaliert. Die finanziellen Ressourcen knapp. Bettelbriefe nach Hause. Der eiskalte Inflationwinter zerstört Kafkas Körper endgültig. Verknappt seine Liebeszeit skandalös. Dennoch liebt er. *Sinnlich wie ein Tier oder ein Kind*, wird Dora später verkünden. Er war kein Asket, wird sie in die Welt hinausrufen. Sein Leib bewahrte sich trotz der Krankheit seine Sinnlichkeit.

Es sind gute Tage, an denen Dora und Kafka ihrem Begehren nachgeben können. Komm doch, lädt sie ihn ein, wenn beide zur Siesta ruhen. Wie dringend ist es, einander in dieser kalten Zeit zu erwärmen. Die schlanken Glieder Kafkas, die kleine wohlgestaltete Frau. Wie unumgänglich ist es, einander in einer rückhaltlosen Umarmung zu umfassen. Um einmal auf diesem Erdenboden Mensch gewesen zu sein. Kafka, dem die geübten Handgriffe der Prostituierten längst zu schal geworden sind, umarmt nun mit Seele und Herz. Auch die Verlobte

Felice ist nur wenig mehr als eine Projektionsfläche gewesen. Bei ihr zu bleiben, wäre wenig mehr gewesen, als in einem Kinosaal hocken zu bleiben. Wie schön aber nun, die nackte Gestalt der neuen Geliebten zu erkunden. Wie schön, sich in ihrer Wärme zu verlieren. Wie schön, sich zu öffnen und sich zu ergießen. Sich veratmen. Und gut, für die Momente der Erregung die zunehmende Schwächlichkeit des Leibes zu vergessen.

Die Knechtung durch den juristischen Broterwerb hat Jahrzehnte lang das poetische Wort verstellt. Die Gutachten für die Firma, sie erfordern ein Höchstmaß an Konzentration und Präzision, verschlingen Geisteskraft. Schlimmer noch der zeitfressende Frondienst im Geschäft des Vaters. Fadesse der Geschäftemacherei. Gequassel mit Kunden und Angestellten. Das Ringen nach Wirklichkeit beim Schreiben dazu ein Kontrast. *Die Wahrheit ist immer ein Abgrund. Man muß – wie auf der Schwimmschule – den Sprung vom schwankenden Brett der schmalen Alltagserfahrung wagen und in der Tiefe versinken, um dann – lachend nach Atem ringend – an der nun doppelt licht durchfluteten Oberfläche der Dinge aufzutauchen.* Knechtung kann nur in einem eigenmächtigen Akt überwunden werden. In einem Akt der Selbstwerdung. Kafkas Literatur wird zur Waffe gegen die Erstarrung. Sie soll *die Axt sein für das gefrorene Meer in uns.* Unter rückhaltlosem Einsatz der eigenen Existenz.

Als ihn noch das Joch der Arbeit und der Familie bedrückt, versucht Kafka wiederholt ins Kino zu flüchten. Obwohl als „Schund“ gehandelt, ziehen die bewegten Bilder Kafka in ihren Bann. Die zumeist trivialen Geschichten bringen ihn sogar zum Weinen. Dabei setzt die Intensität der laufenden Bilder seiner labilen Psyche zu. Beinahe zu sensibel seine Konstitution, diese Wucht an Bewegung und Emotion zu ertragen. Oft begnügt er sich deshalb mit Kinoplakaten, Standbildern. Aber Parallelwelten sind vonnöten, wenn man dem gefrorenen

Meer der Konvention die Stirn bietet. Die Kinematographen versprühen Reizbilder, ermöglichen dem Tagräumer, in andere Landschaften zu entfliehen. Man geht davon, nach Polen oder Russland, vor allem in Liebesgeschichten. Kafka lässt sich von den „weißen Sklavinnen“, Frauen, die entführt und zur Prostitution gezwungen werden, berühren. Im Kinolicht trauert er um sein ungeliebtes Leben, um seine gescheiterten Lieben.

Die wirkliche Frau Kafkas leidet nicht an den Abschottungen, die Kafka zum Schreibakt benötigt. Ebenso wenig lässt sich Dora vom Dunkel seiner Einsamkeit abschmettern. Die Komplexität seiner Emotionen stößt sie nicht ab. Die Unmenge an Unverständnis, die seinen Schreibexzessen von der Familie, von Felice entgegengebracht wurde, hat sich in Bedeutungslosigkeit aufgelöst. Der gebildeten Ostjüdin ist die radikale Selbstbezogenheit beim Schreibakt nachvollziehbar. Sie hat sich ihre kulturelle Kompetenz, vor allem im jüdischen Schriftenwissen, selbständig erarbeiten müssen. Dabei war es unabdinglich, sich in Lernklausuren abzusondern. Dora gestattet dem Dichter, sowohl in die eigenen Abgründe als auch in sein eigenes Licht einzutreten. Nur in der völligen Öffnung des Körpers und der Seele könne geschrieben werden. Die Eltern mögen ihn nicht besuchen, schreibt Kafka. Endlich dem Joch der juristischen Arbeit und der Familie entronnen. Für nicht einmal eine Handvoll Zeit. Für ein paar Handvoll beseligender Tage. Lachen, Schreiben, Lieben.

Wenige Monate zuvor das Abschütteln der Angst. Erst mit Achtunddreißig hat Kafka sich so richtig freizubeuteln vermocht. Endlich spürt er den Mut, das Bedrohliche zu verlachen. Die Verklammerungen sich von der Haut zu schütteln. Der letzte väterliche Demütigungsakt ist zu dreist gewesen. Als ihm der Despot statt der Heirat mit Julie Wohryzek einen Bordellbesuch nahelegte. Ihm in brutaler Respektlosigkeit anbot, ihn dorthin zu begleiten, falls er zu feige wäre. Um den Namen

der Familie nicht zu beschmutzen. Wieder nur Schimpf und Schande für den Sohn. Julie liebte Kino und Theater, galt dem Vater als zu freizügig. Das nekrophile Korsett der bürgerlichen Familie in Gefahr. Milena Jesenská ein neuer Impuls, sie lädt Kafka nach Wien ein. Selbstbewusst nimmt sie sich alle Freiheit, wie ihr Ehemann sie für sich beansprucht. Sie liebt bereits ohne Angst. An ihrer Seite wird Kafkas Tuberkulose zu einer Erkältung. Einmal sich tief in die Nacht hinein-tanzen. Dort am großen Donaustrom, der mächtig nach Osten bis ins Schwarze Meer strömt.

Kafka hat Kraft. Einst hat er diese durch Rudern zu befördern versucht. Bis fast zuletzt führt er Turnübungen tagtäglich aus. Dennoch krümmt er sich weg, als er mit Milena im Gras am Waldrand lagert. Sie weiß, er wird ihr nicht widerstehen können. Sie ist sich gewiss, Kafkas männlicher Leib wird ihrer Weiblichkeit erliegen. Sie spürt seine Kraft, die er vor sich und ihr zu verbergen sucht. Wie Wasser umspült sie ihn, überschwemmt ihn mit Streicheln, behutsamen Küssen. Krankheitsvergessen beginnt er, sich seinem Begehren zu überlassen. Nur noch die Reste seiner diffusen Scham gilt es zuletzt wegzuscheuchen. Später werden die Liebenden selig eingeschlafen sein. Die Umarmung wird das Natürlichste gewesen sein.

„Das Urteil“ erzählt sehr eindringlich von Kafkas Ringen mit den alten Dämonen. *Die Geschichte ist wie eine regelrechte Geburt mit Schmutz und Schleim bedeckt aus mir herausgekommen.* Die Einsicht in die Psychodynamik von Macht und Vernichtung ist für Kafka der Beginn einer Suche nach einem möglichen neuen Leben. Die Suche nach dem Land der Freiheit. Georg Bendemann springt in den Fluss. Das kann auch als Metapher für die Loslösung aus der familiären Fesselung gelesen werden. Der „Brief an den Vater“ folgt. Endlich werden ehrliche Worte verlautet. Es war schlimm, bekennen sie mutig.

Wirkliche Geschichten sollten in die Wirklichkeit kippen. Fleischlich werden. Das Interesse an Filmgeschichten ist bereits ein Jahrzehnt zuvor erloschen. Im Hier und Jetzt vermag die salzige Luft an der Ostsee in all ihrer Intensität auf Kafka einzudringen, bis ins Innerste. Doras Bildnis lässt Kafka von Anfang an nicht mehr los, rückt ihm die tuberkulöse Gefährdung aus dem Sinn. Die kleine Frau ist hübsch und intelligent. Bereits die Begegnung am Meer eine Erlösungsgeschichte. Er wagt wieder Schwimmbewegungen. Er spürt ihre Haut, bevor er die Frau berührt hat. Er verliert sich in die schöne Gestalt, versinkt im Duft ihres vollen Haares. In Berlin können wir leben, wird Dora sagen. Und später vielleicht Palästina. Die intelligente Frau ist eine Anhängerin Theodor Herzls. Kafka stimmt dem Talmud zu, der einem „Mann ohne Weib“ das Menschsein weitgehend abspricht. Er hat das „Weib“, mit dem er Mensch werden könne, entdeckt.

Wenn Dora im Volksheim beschäftigt ist, eilt Kafka über die Dünen oder durch die Straßen von Müritz. Bleibt vor den „Fischerkaten“, schilfgedeckten Fischerhäusern, stehen. Wenn ihn die Unruhe des Verliebten packt, wendet er sich gelegentlich ins Landesinnere, betritt die Stege im Großen Moor. Die weißen Birkenstämme leuchten majestätischer als zuvor. Die Welt ist spürbar mehrdimensional geworden. Nicht nur Abbild oder Projektion. Er legt sich flach auf die Balken der Stege, riecht neugierig an den Holzbalken. Ein wenig abseits davon rollt er sich über das Moos, wälzt sich ungeachtet der feinen Kleidung im Sommermoor. Begreift Torfmoos, Wollgras, Königsfarne. Moospolster und Beeren auf Tuchfühlung. Wenn er Glück hat, trifft er auf einen Moorfrosch, einen Seeadler, seltene Libellenarten. Der Zauber irdischer Dimension umgibt ihn wie einen Neugeborenen. Kilometerweite Strandwege zu zweit an einem anderen Tag. Die Spaziergänge führen das Liebespaar hinaus auf die Seebrücke von Graal-Müritz. Fast einen halben Kilometer kann man dort ins Meer hinauswandern. Den kräftigen Seemöwen nachsehen, die es bis Palästina, ins „gelobte

Land“ schaffen würden. Die Liebenden drücken sich fest aneinander, in der Hoffnung, die Heilkraft des Meeres möge das Ihre tun. Frohen Mutes wird Kafka aus dem Erholungsurlaub abreisen.

Und da Franz der einzige All-Inhalt meines Lebens ist, ist alles, was dazu geführt hat an allererster und allerletzter Stelle. Anfang und Ende. Das ist das letzte Wort, dass ich als Ich zu sagen habe. Eigentlich überhaupt das Einzige. Alles andere sind nur Variationen, Verweilungen, Wiegenlieder, Gebete, die immer nur von dem Einen sprechen. Vor dieser Hingabe zeigt sogar der despotische Vater Kafkas Respekt, wird Dora nach dem Tod die Entscheidungen überlassen.

Wie knapp ist ein Jahr, wenn das Erträumte Boden gewonnen hat. Dora Diamant für Kafka das erträumte Land. Die Verknappung zu einem Liebesjahr mutet skandalös an. Ich habe ein Zimmer gewonnen, schreibt Kafka aus dem Sanatorium Hoffmann. Euphemistisch, geschliffen. Kafka, bereits moribund, freut sich tatsächlich über das Balkonzimmer, den letzten Lebensraum. Kaum mehr wird er das Haus verlassen. Der Blick geht vom Balkon hinaus in den Wienerwald. Schönes Dunkelgrün, fast schwarz. Davor die Wiese in hellerem Grün. Leiser die Anflüge von Hoffnung. Einen Tag nach dem anderen annehmen. Schöne Augenblicke gut sein lassen. Unterbrochen von den schmerzvollen Injektionen, den Atembeschwerden, dem Husten, der Schwäche. Der Todkranke wird mit leicht verträglichen Lieblingspeisen bekocht. Immer wieder ergibt sich eine Stunde, in der Dora Kafka umarmt. Für ein paar Minuten träumen sie, es würden unendlich viele Jahre vor ihnen liegen. Ihr Leib seinem geschwächten nahe. Die Lieblingspeisen mögen ihn kräftigen, betet Dora.

Wegen der Opiate in den letzten Zeilen bereits Satzrisse. Aber selbst im Opiumnebel bekennt Kafka seine Liebe zu Dora. Sein Glück fragmentiert wie seine Romane. Wie sein letzter Brief. Viel zu kurz das

Zeitfenster befreiten Lebens. Zuletzt haben wir uns zu fügen. Kafka bittet den ärztlichen Freund Robert um höhere Dosen Morphium. Das Leiden solle nicht qualvoll verlängert werden. Die Endlichkeit fordert beinhart Tribut. Unser Lebensatem nur geliehen. Am dritten Juni wird der Lebensfaden gekappt werden.

Zu allerletzt bringt Dora dem beinahe Entschwundenen einen Blumenstrauß. Dem Weinen ist im Irdischen nicht zu entkommen. Kafka schickt sie mit einem Brief zur Post weg, um sie aus der Agonie zu entfernen. Schonen will er Dora, wünscht, ihr möge der Anblick seines letzten Ringens erspart bleiben. Aber sie kehrt noch während der letzten Atemzüge an sein Bett zurück. Öffnet ihre wärmenden Arme. Kafkas Sterben ein Hinüberdämmern. So ist es gut, flüstert Kafka. Die tragische Liebe zu Dora die schönste Geschichte in Kafkas Leben.

Von allem, was ich geschrieben habe, gelten nur die Bücher: Urteil, Heizer, Verwandlung, Strafkolonie, Landarzt und die Erzählung: Hungerkünstler. Dagegen ist alles, was sonst an Geschriebenem von mir vorliegt (in Zeitschriften Gedrucktes, im Manuskript oder in Briefen) ausnahmslos, soweit es erreichbar oder durch Bitten von den Adressaten zu erhalten ist (die meisten Adressaten kennst du ja, in der Hauptsache handelt es sich um ..., vergiss besonders nicht paar Hefte, die ... hat) – alles dieses ist ausnahmslos, am liebsten ungelesen (doch wehre ich dir nicht hineinzuschauen, am liebsten wäre es mir allerdings, wenn du es nicht tust, jedenfalls aber darf niemand anderer hineinschauen) – alles dieses ist ausnahmslos zu verbrennen, und dies möglichst bald zu tun bitte ich dich. Die Anordnung, die hinterlassenen Werke zu vernichten, wird vom Freund Max Brod in den Wind geschlagen. Dieses präzise Werk glasklarer Prosa von abgrundtiefer Wirklichkeit muss bestehen bleiben. Und der Nachlassverwalter wird verlangen, dass an „Frau Kafka“ Tantiemen ausgezahlt werden. Kafkas sensationelle Kreativität ist mit dem Lebensende des Schriftstellers erloschen. Aber Abertausende Seiten

an Sekundärliteratur werden über das hintergründige Werk Kafkas verfasst werden.

Dora Diamant auch später in ihrer Emotionalität jemand, der sich nicht scheut, Notwendigem herzhaft nachzukommen. In der Zwischenkriegszeit organisiert sie marxistische Fortbildungen, engagiert sich in sozialistischen Kreisen. Sich macht kein Hehl daraus, dass sie nie mehr jemand so sehr wie Kafka lieben wird können. Ihre Erwartungen seien weniger anspruchsvoll, wird sie verlauten. Sie heiratet 1932 den Volkswirt Lutz Lask. Auch das der Ausdruck einer hoffnungsvollen Seele. Der mordbereite Mob der Nationalsozialisten zeigt bereits seine grausige Fratze.

Historische und biographische Fakten wurden den Büchern Kathi Diamant „Dora Diamant – Kafkas letzte Liebe“ (2013), Klaus Wagenbach „Kafka“ (1989) und Hans Zischler „Kafka geht ins Kino“ (1989) entnommen.

Das Suppenhuhn und das Beil

Sie war die einzige der insgesamt dreiundzwanzig jungen Damen im Hühnerstall, die von den anderen zu unterscheiden war. Ich hatte ihnen allen Namen gegeben: Berta, Henriette, Gisela, Theresa, Astrid, Friedericke, Laura, Alice ... Bald wusste ich allerdings nicht mehr, wer von ihnen wer war, mit einer Ausnahme: Kornelia. Die Henne mit den etwas dunkleren Schwanzfedern als alle anderen, dem größeren Kamm und diesem geheimnisvollen, manchmal in die Ferne oder aber tief ins Innere gewendeten Blick – ein Blick, so tief, dass man Gefahr lief, hinein zu tauchen und darin unterzugehen.

Als sich Freunde von uns einen Bauernhof, der etwa eine Autostunde von der Stadt Salzburg entfernt ist, und einige Zeit später knapp zwei Dutzend Hühner zulegte, freute ich mich vor allem auf hartgekochte Eier, Omelette und Eierspeisen. Bei den zierlichen Jungtieren handelte es sich, wie mir erklärt wurde, um Legehennen, die, wenn ihre Zeit gekommen ist, zu Suppenhühnern werden. Brathühner würden anders aussehen und besser schmecken. Auf mein Lieblingsgericht – Hühnerfleisch mit Curry – brauche ich also, wenn es soweit ist, im Falle „unserer Hendln“ nicht zu hoffen. Auf eine große Suppenschüssel sei ich aber herzlich eingeladen. Bis dahin würden allerdings noch einige Jahre vergehen.

Als unsere Freunde für ein paar Tage verreist waren, zogen meine Frau und ich für diese Zeit auf den Bauernhof, fütterten die Hühner, sammelten die Eier ein und achteten darauf, dass abends alle rechtzeitig im Stall waren.

Die Füchsin musste ihre Jungen versorgen und hatte einige Tage zuvor dem Hühnerstall des Nachbarhofs einen Besuch abgestattet. Von

einigen von des Nachbarn Hühnern waren nur mehr ein paar Federn übriggeblieben. Der große, dicke Hahn namens Kafka war ebenfalls gefressen worden. Die Hühner des Nachbarn ließ das orientierungslos und verstört zurück. Kafka war der schönste Hahn im Dorf gewesen. Es würde keinen zweiten wie ihn geben.

Das räuberische Getier im Wald und das gleichermaßen mörderische Getier in den Lüften mit seinen gebogenen, spitzen Schnäbeln und magenfüllenden Angriffen musste in Schach gehalten werden. Die Hühner dankten es uns mit überschwänglicher Zuneigung. Wann immer ich sie fütterte, liefen sie auf der für sie eingezäunten Wiese vor dem Haus meiner Hand mit dem Futter hinterher, gaben zärtliche gurrende Geräusche von sich, streckten ihre Köpfcchen nach mir aus, schlugen mit den Flügeln, legten in der Früh in einem Verschlag im Hühnerstall ihre Eier, verkündeten dies mit einem freudigen „Kou-ud-kudkudkokoko-ko-o“, und wenn sie sich abends zum Schlafen bereit machten, kuschelten sie sich dicht aneinander auf einer Stange – alle zusammen bis auf eine, die von den anderen gemobbt wurde und am anderen Ende der Stange stets ganz allein blieb.

Ich brachte den Hennen Russisch bei. Wenn sie mich hörten, kamen sie angerannt. Sie ließen sich hochheben, drehen, wenden und in die Höhe werfen.

Alle außer Kornelia.

Vor gar nicht langer Zeit lebte in einer österreichischen Provinzstadt eine böse Frau namens Cornelia. Besser gesagt: Kornelia! Das harte K passt besser zu ihr als das sanftere C. Es mag aber auch anders gewesen sein, doch wann immer ich später an sie denken musste, kamen mir ihr hartes, spitzes Kinn in den Sinn und die Stirnfalten, die sehr an das große harte K in Kornelia erinnerten. Es ginge zu weit, wenn ich erzählen wollte, wann und unter welchen Umständen ich die ursprünglich aus einer wort- und kulturkargen Gegend Deutschlands stammende Kornelia kennen gelernt hatte, eine Frau knorrig wie eine

alte deutsche Eiche, welche Erfahrungen ich mit ihr gemacht und welche seelischen Verletzungen ich aus dieser Begegnung mitgenommen hatte. Ich hatte es erfolgreich verdrängt, bis ich Kornelia, dem Huhn, und diesem beängstigenden Kornelia-Blick wiederbegegnete. Ein Huhn, gewiss, aber diese Augen! Jedes Mal lief mir ein kalter Schauer über den Rücken, wenn sie mich anschaute, wobei ihre Augenlider von unten nach oben klappten, so als stünden ihre oder meine Welt auf dem Kopf. Ich versuchte, sie zu meiden, und wenn sie mir beim Füttern nachlief, stockte meine Hand und zitterte, und ich warf das Futter bewusst weit von mir und von ihr, in eine andere Richtung.

Es war in der letzten Nacht, die meine Frau und ich im Bauernhaus unserer Freunde verbrachten. Es regnete und war für die Jahreszeit zu kalt; lange konnte ich nicht einschlafen, und als ich endlich schlief, träumte ich von Kornelia. Es war Kornelia, die Frau, die mich verfolgte, doch statt der Arme hatte sie Flügel und statt eines Rockes trug sie Hühnerfedern um die Hüften. Ich wachte stöhnend auf, wischte mir den Schweiß von der Stirn, fluchte, stand auf, trank ein Glas Wasser und hörte plötzlich ein seltsames, leises Klopfen wie von einem Schnabel, konnte aber keinen Vogel oder sonst ein Tier ausmachen. Meine Frau schlief fest, der Ofen war längst ausgegangen, die Fenster waren verschlossen. Ich nahm die Taschenlampe und ging hinaus, um nach den Hühnern zu sehen, überquerte den Hof, ging am Hackstock vorbei, in dem ein Beil mit weinrotem Schaft steckte, das Beil, mit dem unsere Freunde Holz hackten, und hatte plötzlich eine sehr böse Idee, die ich vergeblich zu verdrängen versuchte.

Mit der Taschenlampe leuchtete ich in den Hühnerstall hinein. Mit müden, verschlafenen Blicken drehten die Hennen die Köpfe in meine Richtung. Wie immer saßen sie des Nachts auf der Stange, außer der gemobbten Henne alle dicht beieinander. Alle? Wo war Kornelia? Ich suchte mit dem Lichtstrahl den ganzen Raum ab, konnte sie aber

nirgendwo ausmachen. Ich zählte die Hühner von links nach rechts und kam auf 22. Ich zählte vor rechts nach links und kam auf 22. Ich zählte die gemobbte nicht mit und kam auf 21. „Mist!“, dachte ich, lief zurück in den Innenhof, bewegte die Taschenlampe hin und her, leuchtete jeden Winkel aus und dachte wieder an das Beil. „Wenn ich dich erwische“, flüsterte ich. „Oh, wenn ich dich erwische, hinterlistige Kornelia, dann wirst du jetzt schon deiner Bestimmung zugeführt! Wir haben einen schönen, großen Kochtopf ...“

Doch Kornelia war wie vom Erdboden verschluckt. „Pu-uulpulpul!“, schrie ich. „Pul, pul, pul! Wo bist du Schatz? Komm zu mir, meine Gute! Gib mir die Ehre, *baronesse poulette!*“

Ich weiß nicht, wieviel Zeit vergangen war, eine Viertelstunde, vielleicht auch eine halbe. Schließlich gab ich die Suche auf und ging zurück ins Haus. Das Wohnzimmer und die Kochnische lagen im ersten Stock. Ich beschloss, mir zur Beruhigung der Nerven einen Kräutertee zu machen, doch kaum hatte ich das Wasser auf den Herd gestellt, hörte ich es wieder: dieses Klopfen, das immer lauter und hartnäckiger wurde. Ich schaute zum Fenster und sah sie plötzlich: Kornelia. Sie saß auf dem Fenstersims, schaute mich böse an und klopfte unheilverkündend und immer schneller gegen die Fensterscheibe, so als hackte sie nach unsichtbaren Würmern. Wie war sie nur hier heraufgekommen? Ich schaute in Kornelias Augen, und ein kalter Schauer lief mir über den Rücken. Trotzdem machte ich rasch das Fenster auf, und sie flatterte ins Zimmer, lief über den Esstisch, flog hinüber zur Küchenkreuz. Ich hätte sie packen und in den Hühnerstall zurücktragen sollen, doch auf einmal überkam mich eine unerklärliche, beinahe panische Angst. Ich stürzte aus dem Zimmer, raste hinunter in den Hof, packte das Beil, raste wieder hinauf, suchte nach dem Huhn, fand es nicht, fuchtelte mit dem Beil und schrie: „Wo bist du, teuflisches Federvieh!?“ Doch hörte ich nur ein höhnisches, immer lauter werdendes Gackern hinter meinem Rücken und erkannte dann, ganz plötzlich, einen riesigen Schnabel, einen weit aufgerissenen, immer

größer und größer werdenden Schnabel über meinem Kopf. Ich duckte mich, ließ das Beil fallen und schrie, schrie ... schrie.

„Wach auf! Wach auf!“ Meine Frau schüttelte mich. Ich öffnete die Augen und richtete mich schwer atmend im Bett auf.

„Du hattest wieder einen deiner Alpträume“, sagte meine Frau.

„Weißt du, was ich heute gerne hätte?“, fragte ich, und meine Stimme klang fremd und heiser.

„Was denn?“, fragte sie.

„Einen Chicken Burger!“

„Das Suppenhuhn und das Beil“ ist eine leicht geänderte und erweiterte Fassung des gleichnamigen Beitrags für die vom Literaturhaus Niederösterreich geplante, aber noch nicht veröffentlichte Anthologie „Wir und die Tiere“.

Gerlinde Weinmüller

Verwandlung 1

Im Bienenstock meiner Träume sitzt ein Clown.
Er zieht seinen Hut vor mir.
Dann schmilzt er in meiner Hand.
Ich lecke meine Handfläche ab und staune, wie honigsüß sie schmeckt.

Als ich erwache, summe ich.

Verwandlung 2

Das Bild ist ein Bild von einem Baum, den ich mir gestern eingebildet habe.
Heute schon wächst er und sprengt den Rahmen.

Verwandlung 3

In meinen Augen wohnen Schlangen.

Netzhautschlangen.

Sie häuten sich.

Sie kleben ihre Häute wie Tapeten an die Innenseiten meiner Augenhöhlen, die gefüllt sind mit Öl.

Zähem Natternöl.

Es gewährt kaum Durchblick.

Götter in Weiß saugen tagpfauenaugengleich mit durchsichtigen Rüsseln das Öl aus meinen Augen.

Öltropfen bleiben zurück.

Große und kleine, gleißende Kreise mit schwarzen Rändern.

Sie tauchen ab.

Gleiten hinter die Regenbogenhaut wie schillernde Käfer, die Verstecken spielen.

Sie tauchen auf.

Formen immer neue Bilder.

Löwen, Schwäne, Fische, Steinböcke und Bären.

Sie führen mir vor Augen, was geschehen ist.

Ich sehe mit neuen Augen.

Mit Sternbildaugen.

Sie leuchten mitten hinein.

Fragen 1

Woher kommst du?

Von drüben.

Wohin gehst du?

Nach drüben.

Gehen heißt mein Weg.

Fragen 2

Wohin geht die Reise?

Ich weiß es nicht. Die Straße führt von Verzweiflung nach Hoffnung.

Kennst du dein Ziel?

Ankommen ist mein Ziel.

Warum wartest du noch?

Ich weiß es nicht. Aber vielleicht ist Warten meine Rettung.

*In den Wäldern sind Dinge, über die nachzudenken
man jahrelang im Moos liegen könnte.*

Franz Kafka

Nachdenken

Der Wald. Das Moos. Ich denke nach.

Über Pfirsiche, die so haarig sind, dass man sie kämmen möchte

Über Krüge, die – Durst gestillt – nicht mehr zum Brunnen gehen

Über Abendstunden, die sich den Silbermond im Mund zergehen
lassen

Über Glashäuser, in denen mit Sternen geworfen wird

Über Bären, die sich zwitschernde Vogelbeeren aufbinden

Über Lebkuchenbäume, die in der Sonne backen

Über Wiesen, die sich – streuobstverliebt – um schäumende Bäume
legen

Über Schwalben, die große Sommer machen und weise Winter

Über Ratten, die trotzig an Bord bleiben

Über Vogelhochzeiten, die Jaworte trällern und mit Küssen jonglieren

Und über eine diebische Liebe, die Schatten vorauswirft auf moos-
bewachsene Schwüre

Je länger man vor der Tür zögert, desto fremder wird man.
Franz Kafka

Er klopfte nicht

Der Mann ohne Hände kommt an die Türe und klopft nicht.
Wie auch? Mit den Füßen, wie die betrunkenen Proleten, die jede Nacht vor seinem Fenster grölen?
Oder mit dem Kopf, wie der behinderte Junge von nebenan, dem sie einen Helm aufgesetzt haben, um ihn vor sich selbst zu schützen?
Oder mit den Zähnen, wie Woody Woodpecker in den Zeichentrickfilmen?

Nein, er klopft nicht. Er wartet, bis irgendwann die Türe aufgeht. Oder bis der Wohnungsbesitzer heimkommt. Oder bis jemand die Frage stellt:
Zu wem wollen Sie denn?
Dann wird er antworten:
Ich will zu denen, die meine Hände gekauft haben.

Aber es fragt niemand. Und es kommt niemand. Und niemand öffnet die Türe.
Der Mann ohne Hände dreht sich um und geht davon.

*Von einem gewissen Punkt an gibt es keine Rückkehr mehr.
Dieser Punkt ist zu erreichen.*
Franz Kafka

Daran führt kein Weg vorbei

Daran führt kein Weg vorbei. Kein Umweg. Kein Fluchtweg. Kein Ausweg.

Dieser Weg muss gegangen werden. Heute. Jetzt.

Sie nimmt ihre Tasche, sieht sich noch einmal in der kleinen Wohnung um, betrachtet die Gegenstände, die Teil ihres Lebens gewesen sind, lässt sie aus ihrem Blickfeld verschwinden, wendet sich der Haustüre zu, öffnet sie und betritt die Welt außerhalb ihres Zimmers zum ersten Mal ohne Begleitung.

Das also ist draußen, denkt sie. Jenes Draußen, über das Mama sagt, dass es gefährlich ist. Jenes Draußen, über das Großmutter sagt, dass es sie krank macht. Jenes Draußen, das ihr die Ärzte verboten haben. Jenes Draußen, das es ihr unmöglich macht, noch länger drinnen zu bleiben.

Sie geht langsam. Vorsichtig. Schritt für Schritt. Sie sieht. Sie hört. Sie riecht.

Ganz schön viel Draußen für jemanden, der immer drinnen war, denkt sie und putzt sich behutsam die Nase. Das Stofftaschentuch hat ihr Papa geschenkt, kurz bevor er sie verlassen hat.

Meine Alice im Wundenland, hat er sie immer ganz umwickelt hat.

Mein Schmetterling, hat Mama sie genannt, wenn sich ein Hautfetzen nach dem anderen abgelöst hat.

Und Großmama nannte sie „mein Nachtfalter“, wenn sie lichtscheu alle Vorhänge zuzog, um im Dunkeln zu sitzen.

Und jetzt fliegt sie aus. Hinaus in eine Welt draußen, die ihr eine Rückkehr in ihre Welt drinnen unmöglich macht.

Sie weiß, sie muss zurechtkommen. Allein. Daran führt kein Weg vorbei.

*Die Liebe zwischen Bruder und Schwester ist die Wiederholung
der Liebe zwischen Vater und Mutter.*

Franz Kafka

Bruder und Schwester

Übrigens, unser Haus hat einen Rauchfang. Und ich habe einen Bruder. Einen, der sich gerne einraucht. Bis gestern. Gestern habe ich alle seine Joints genommen und versteckt. Im Rauchfang.

Das war gestern.

Heute, kurz vor achtzehn Uhr, schleppt mich mein Bruder in sein Zimmer und sperrt die Türe hinter mir zu.

Na toll, denke ich. Jetzt kann ich nicht mehr raus. Es reicht wohl nicht, dass er alles zerstört, was mir gehört. Meinen Ruf, meinen Namen, sogar meine Zukunft. So wie es Papa mit Mama gemacht hat. Damals. Mama hat sich nie wieder davon erholt.

Jetzt schiebt er einen Zettel nach dem anderen unter dem Türspalt hindurch, immer mit der gleichen Frage darauf geschrieben:

Wo ist es?

Ich rufe: Willst du, dass ich hier verdurste? Ich will sofort ein Glas Wasser!
Keine Antwort.

Eins, zwei, drei, vier, fünf. Wie viele Stunden bin ich schon hier?

Willst du, dass ich hier sterbe? schreie ich.

Du bist noch nicht einmal eine halbe Stunde hier eingesperrt, höre ich ihn sagen. Mama kocht und Papa hat das Feuer im Kamin angezündet. Bald ist das Essen fertig. Jetzt sag schon endlich, wo du es versteckt hast.

Das wirst du gleich riechen, sage ich und lächle.

Als Gregor schon zur Hälfte aus dem Bette ragte – die neue Methode war mehr ein Spiel als eine Anstrengung, er brauchte immer nur ruckweise zu schaukeln -, fiel ihm ein, wie einfach alles wäre, wenn man ihm zu Hilfe käme.

Franz Kafka

Gregor wundert sich nicht

Seit geraumer Zeit dusche ich in meinem Bett. Gregor sieht mir dabei zu. Der Käfer ist bei mir zu Gast. Er liebt meine Kekse. Jene mit den Zacken. Jene, die bröseln, wenn ich hineinbeiße. Die Brösel vermische ich mit dem Wasser aus der Dusche. Gregor und ich formen aus den nassen Bröseln Kugeln.

Mein Lieblingspullover ist schon ganz nass. Auch Gregors Panzer ist nass. Er glänzt. Er ist beschlagen vom Dampf in der Bettdusche. Gregor kann sich kaum mehr bewegen. Er hat sich mit seinen Beinen in den Bettlaken verfangen, die sich um seinen Körper gewickelt haben.

Manche wundern sich, dass ich in meinem Bett dusche. Ich nicht. Auch Gregor wundert sich nicht. Es bleibt mir nichts anderes übrig. Ich habe beschlossen, mein Bett nicht mehr zu verlassen.

Noch habe ich genug Kekse. Noch besuchen mich die Figuren aus den Büchern, die ich lese.

Irgendwann werde ich alle Bücher, die ich zu hohen Türmen rund um mein Bett aufgestapelt habe, gelesen haben. Dann wird mich niemand mehr besuchen. Dann werde ich allein duschen müssen.

Irgendwann werde ich auch alle Kekse aufgegessen haben, und irgendwann wird es kein Wasser mehr geben. Was dann mit mir passieren wird, weiß ich nicht. Doch das überlasse ich Franz Kafka.

das Schweigen der Sirenen

Odysseus, der Listenreiche, so heißt es, hieß seine Gefährten sich die Ohren mit Wachs verkleben und sich selbst an den Mast binden, um das todbringende Begehren zu verhindern und die Fahrt vorbei an der Insel der Sirenen zu überleben. was er später verschwieg: daß er nichts gehört hatte. was er nicht wußte: daß die Sirenen nicht nur nicht verstummt waren, sondern nie existiert hatten. Tragik des Mythos

die Frage

ich beantworte keine Fragen mehr. ich habe es satt, immerzu gefragt zu werden, und bin es leid, mir irgendwelche Antworten aus den Fingern zu saugen, besonders wenn ich schon im selben Moment weiß, daß sie unzureichend und nicht selten falsch sind. kürzlich fragte mich jemand, wer ich sei. ich war geschockt. mit dieser Frage hatte ich nicht gerechnet (wiewohl mit allem jederzeit zu rechnen ist). einen Moment lang zögerte ich, dann sagte ich: von mir willst du das wissen? ja, von wem denn sonst, erwiderte der Fragensteller, worauf ich zugeben mußte, daß ich eine Ahnung habe

ein Gleichnis

wenige Atemzüge bevor er das erlösende Geräusch des herabsausenden Fallbeils hätte hören sollen, wurde der Verurteilte nicht, wie er wider besseres Wissen erhoffte, begnadigt, sondern das Urteil nicht nur nicht aufgehoben, sondern die Strafe vom Richter umgewandelt in eine, wie ihm bald bewußt wurde, viel härtere: er wurde nämlich liegen gelassen und die hölzerne Halskrause nur für eine kurze Spanne geöffnet, damit er essen und seine Notdurft verrichten konnte, dann wurde er wieder ins Schafott gelegt und die Halskrause geschlossen, damit er das Fallen des Beils erwarte, das aber an diesem Tag nicht erfolgte, auch nicht am nächsten und übernächsten, jeden Tag wurde er hervorgezogen und wieder hineingelegt, bis ihm nach Monaten oder Jahren – mit der Zeit hatte er jedes Zeitgefühl verloren – die Erkenntnis kam, daß es sich bei ihm um ein Gleichnis handeln mußte, und ab diesem Zeitpunkt war ihm die Angst vor dem Tod, der jeden Tag jederzeit eintreten konnte, zwar nicht genommen, aber, wie er mit Erstaunen feststellte, veredelt oder besser: geadelt, ja die Angst hatte etwas Heiliges erhalten und mit ihr die Strafe, die schon so lange nicht vollstreckt worden war, aber jeden Moment vollstreckt werden konnte, die Strafe, auch das wurde ihm erst nach und nach bewußt, bestand nicht im Fallen des Beils und der Auslöschung seiner Existenz, sondern im Warten darauf, daß es endlich geschehen möge, und dieses Warten erhielt etwas, so absurd es ihm selbst erschien, Tröstliches, bis es schließlich ganz aus seinem Bewußtsein geriet, das Herausgezogenwerden und wieder Hineingeschobenwerden wurde alltäglich und verlor seinen Schrecken, und darüber vergaß er die Angst und mit dem Vergessen der Angst den Grund für die Angst und für seine Lage des Entfernt- und wieder Eingesetztwerdens und daß gerade darin das Gleichnis bestand. aber das begriff er nicht mehr

eine Bitte

ich habe dich gelehrt, was Macht ist und was Gewalt, sagte der Vater, und daß man sie anzunehmen hat, wenn nicht dankbar, so wenigstens ergeben. jetzt, da du dich schreibend von mir entfernst, schwindet meine Macht mit jedem Tag, habe ich keine Gewalt mehr über dich. ich bitte dich, töte mich, indem du mir literarisch ein Denkmal setzt. der Sohn überlegte nicht lange und erwiderte: das brauche ich nicht tun; du bist schon längst tot

Heimkehr in die Fremde

ich bin heimgekehrt, ich habe ans Hoftor geklopft, ich habe die Haustür geöffnet, ich habe die Stube betreten, ich habe die Anwesenden begrüßt, ich hab mich an den Tisch gesetzt. man hat mich nicht begrüßt, man hat mich nicht gefragt, wer ich sei, man hat mir nichts zu essen gegeben, man hat das Gespräch einfach weitergeführt. ich habe den Fehler begangen zu gehen. der größere ist es, zurückgekommen zu sein: ich habe hier nichts verloren, ich habe hier alles verloren

im Winkel

ich lebe im hintersten Winkel, in den niemand vordringt, denn jeder scheut das Dunkel und die Ausweglosigkeit einer Zimmerflucht, aus der es kein Entrinnen gibt, die Brutstätte von Nachtmahren und Alpträumen ist, und aus dem ich, wenn ich die Zeit für gekommen erachte, hervorhusche, ein Schatten unter Schatten, eine flüchtige Bewegung im Augenwinkel, ein vages Wehen die Wände entlang, um plötzlich, ohne Vorwarnung – denn auf die Überraschung kommt es an –, aufzutauchen, sichtbar nur für einen Augenblick, den Bruchteil eines Moments, sodaß man nicht sicher sein kann, etwas oder besser: wirklich etwas gesehen zu haben, um noch im selben Wimpernschlag wieder zu verschwinden, aber ein Bild, genauer: die Ahnung eines Bildes hinterlassend, das mit jeder Erinnerung größer und bedrohlicher wird, überwältigend und nicht mehr auszulöschen, während ich schon längst wieder in meinem Winkel verschwunden bin und auf meinen nächsten Auftritt warte

vor der Tür

je länger man vor der Tür zögert, desto fremder wird man. das habe ich wo gelesen, daran halte ich mich, versuche es zumindest. endlich angekommen, öffne ich nicht sofort die Tür und trete ein, sondern warte, bis dies jemand für mich erledigt, und selbst dann betrete ich nicht das Haus, bleibe vielmehr stehen und versuche, so viel wie möglich von dem Geruch zu erhaschen, der zu mir herausdringt. es genügt zu riechen, um zu wissen: du gehörst nicht dazu. dann kehre ich um und gehe nach Hause, wobei ich nicht weiß, was das sein soll: zuhause noch wo das ist. zu leicht benützt man falsche Wörter. einmal geschehen, gibt es kein Entkommen mehr

Vater ist noch immer ein Riese

Er mußte das Gespräch abrupt beenden und den Gast, so schwer es ihm fiel, unverzüglich hinauskomplimentieren. Das Glöckchen war schon zum zweiten Mal erklingen; ein drittes Mal würde zu einer mindestens ebenso schweren Krise führen wie kürzlich, als seine Geliebte bei ihm war – übrigens zum letzten Mal – und er das Glöckchen im gemeinsamen Rausch und Stöhnen nicht gehört hatte. Das durfte sich nicht wiederholen. Gleich nachdem er hinter dem Freund die Haustür geschlossen hatte, erklimmte er die Treppe, die ihm so steil und endlos erschien, daß er den Eindruck gewann, nie an ihr Ende gelangen zu können, und betrat, nachdem sich sein Atem beruhigt hatte, ohne anzuklopfen, das Zimmer des Vaters. Seine Augen mußten sich erst an das Dunkel gewöhnen, um das vertraute Mobiliar – Kasten, Tisch, Stuhl, an einer der Wände ein Gemälde, das einen Mann in martialischer Uniform zeigte, die stets geschlossenen Jalousien – und den Greis in seinem viel zu großen Bett wahrnehmen zu können. Ich habe schon zweimal klingeln müssen, sagte der Alte mit einer Stimme, die an das Geräusch eines knarrenden Fensterladens erinnerte. Du hast mich warten lassen. Ich mußte meinen Freund noch schnell zur Türe geleiten, versuchte er eine Entschuldigung. Was du mußt, ist zu kommen, wenn ich dir läute. Ich tue das nicht aus Jux und Tollerei. Es ist schon schlimm genug, dich um einen Gefallen bitten zu müssen. Da darf man doch erwarten, daß der Herr Sohn den Freund Freund sein läßt und unverzüglich heraufkommt. Er erwiderte nichts; jede weitere Äußerung konnte ihm zum Nachteil ausgelegt werden und die Situation außer Kontrolle geraten lassen. So zog er es vor, zu schweigen und auf die Anweisung des Greises zu warten. Der Topf! Leer den Topf aus, er ist schon fast voll! Und spüte dich, ich habe dir eine Mitteilung zu machen! Erst jetzt merkte er den Mief im Zimmer, die verbrauchte, von Urin und Exkrementen geschwängerte Luft. Darf ich das Fenster öffnen? Bist du des Wahnsinns? Willst du mich um-

bringen? Laß die Türe offen und fächle ein wenig, wenn dir vor dem Geruch deines Vaters so graust! Ich mache mir bloß Sorgen um deine Gesundheit. Du machst dir Sorgen um dein ästhetisches Empfinden, der Vater ist dir egal. Und jetzt leer endlich den Topf und komm schnell wieder! Er bückte sich, schob die Tüchent ein wenig beiseite und zog ohne hinzusehen den Topf hervor. Ekelt es dich vor dem eigenen Vater? Dann scher dich zum Teufel! Ich trag den Topf aus und reinige ihn, erwiderte er, ohne auf die Äußerung des Vaters einzugehen, ich komme gleich wieder. Unten in der Toilette übergab er sich; leise, damit es der Vater nicht hörte. Es war nicht das erste Mal, daß ihn Übelkeit überkam. Übelkeit begleitete ihn, wo auch immer er sich im Haus befand, Übelkeit erfaßte ihn mitunter auf der Straße, selbst mitten in einem Gespräch konnte sie seine Kehle zuschnüren und ihn am Weitersprechen hindern. Er mußte nur an zuhause und sein verhunztes Leben denken, schon zog er die Blicke der Passanten auf sich, wenn er, über eine Brüstung gebeugt oder neben einem Gulli hockend, sich erbrach. Wahrscheinlich dachten alle, er sei betrunken oder schwerkrank. Ersteres war er noch nie im Leben gewesen, Zweiteres traf ziemlich genau seinen Zustand, von dem er inständig hoffte, er möge bald sein Ende finden. Als er ins Zimmer zurückkam, saß der Vater aufrecht im Bett. Was hast du so lange getan? Ist dein Freund wieder zurückgekehrt oder ist er am Ende gar nicht gegangen, wie du vorgegeben hast? Mein Freund ist schon längst gegangen, wie ich gesagt habe, erwiderte er, und ich habe nur deinen Topf geleert und gereinigt. Hier ist er. Mit diesen Worten schob er ihn unter das Bett. Dabei fiel ihm auf, daß das Bett gemacht war: das Leintuch glattgestrichen, die Decke faltenfrei, die Polster aufgeschüttet, sodaß der Vater bequem sitzen konnte. War der Alte am Ende nicht so schwach, wie er tat, nicht so hilflos, wie er erschien? Da staunst du, was? sagte der Greis, der seinen Blick offenbar aufgefangen und seine Gedanken richtig gedeutet hatte. Ich bin nicht so schwach, wie du glaubst, aber schwach genug, um dich täglich um Dinge bitten zu müssen. Das soll

nun ein Ende haben. Setz dich – der Alte wies auf den einzigen Stuhl im Raum –, du wirst es nötig haben! Er zog den Stuhl an das Bett heran und setzte sich. Vater ist noch immer ein Riese, dachte er, als er selbst so klein dasaß auf dem niedrigen Stuhl und der Alte neben ihm aufragte wie ein Monument. Ich habe es satt, dich ständig um einen Gefallen bitten zu müssen; ich habe es satt, deine Blicke, die du nicht zu kontrollieren imstande bist, sehen und daraus meine Schlüsse ziehen zu müssen; ich habe deine Besuche satt und das unterdrückte Lachen und Stöhnen aus deinem Zimmer, weil du es nicht schaffst, lautlos mein Haus zu bewohnen; und ich habe es satt, dich – wie gerade eben – so unterwürfig, so ergeben, so hündisch erleben zu müssen, obwohl ich genau weiß, was du wirklich denkst und fühlst: jeden Abend liegst du im Bett wach und betest zu Gott oder wem oder was auch immer, dein Vater möge endlich verrecken, und jeden Morgen kommst du in mein Zimmer in der Hoffnung, ich hätte nachts meinen letzten Atemzug getan und läge toten Blicks in diesem elenden Krankenlager, aber diesen Gefallen tue ich dir nicht, ich lebe noch lange, sehr lange, und bei guter Pflege werde ich selbst dich überleben. Der Greis machte eine Pause. Das Reden hatte ihn angestrengt und die Brust hob und senkte sich unter der Decke. Plötzlich bewegte sich etwas im Dunkel neben dem Kasten und eine fremdländisch gekleidete Frau trat an die andere Seite des Betts. Ich habe eine Pflegekraft gesucht und gefunden, sagte der Alte und griff nach der Hand der Frau, die sich auf der Bettkante niedergelassen hatte. Die Zärtlichkeit, mit der sein Vater die Hand berührte und festhielt, war ihm neu; er konnte sich nicht erinnern, seine Eltern jemals in ähnlicher Haltung und Zugewandtheit erlebt zu haben. Zugleich fragte er sich, wie und wann die Frau unbemerkt hereingekommen war oder ob sie nicht schon längst im Dunkel verharrt und auf ihren Auftritt gewartet hatte. Du siehst, ich habe vorgesorgt, sagte der Vater, vorgesorgt für die Zeit nach dir. Wieder machte der Alte eine Pause, aber nur, um das Folgende umso wirkungsvoller seinem Sohn entgegenzuschleudern. Ich brauche dich nicht mehr.

Du kannst gehn! An der Tür drehte er sich noch einmal um und fragte: Was habe ich getan? Zu viel und zu wenig. Und mit gehen habe ich gemeint: mein Haus verlassen. So habe ich es auch verstanden, sagte er, mehr zu sich als an den Alten gerichtet. Was wartest du dann noch? Als er wenig später die Haustüre öffnete, sprangen ihn der Verkehrslärm und die eiligen Schritte und Stimmen der zahllosen Passanten ungewöhnlich laut an. Die Stadt war ein Hexenkessel, in dessen Mitte das Schwarze Loch seines Vaterhauses lag. Zur Brücke war es nicht weit. Wenn er es geschickt anstellte, würde niemand etwas merken. Und wenn, dann wäre es dennoch zu spät.

Reines Weiß

An ein Umkehren war nicht mehr zu denken. Wenn er sich umwandte, konnte er gerade noch die nächsten Fußstapfen erkennen; was weiter entfernt lag, war schon verweht und Teil eines gleichmäßigen reinen Weiß geworden. Er hätte nicht einmal sagen können, wo genau oder besser: ungefähr seine Spur verlaufen war; selbst die Himmelsrichtung hätte er nicht angeben können, denn von Himmel konnte keine Rede sein: das Schneegestöber hatte die Grenze zwischen Erde und Himmel aufgelöst. Er hätte auf dem Kopf gehen können, es hätte keinen Unterschied gemacht. Daß er seinen Weg fortsetzte, ohne sicher zu sein, daß ihn dieser ans Ziel bringen würde, lag einzig und allein daran, daß ein sich Ausruhen und Rasten, ja selbst ein nur kurzes Verweilen den sicheren Tod bedeuten würde. So stapfte er weiter. Seine größte Sorge war im Moment, auf die eigene Spur zu stoßen: dann wäre er im Kreis gegangen und würde wohl nicht mehr heil davonkommen. Als er am Morgen losgegangen war, hatte klares, allerdings klirrend-kaltes Wetter geherrscht. Das Licht hatte in den Augen wehgetan und jedes von Pelzmütze und Schal unbedeckte Hautstück hatte geschmerzt. Man hatte ihn zwar gewarnt und gemeint, er möge noch ein, zwei Tage ausharren, aber er war guten Mutes gewesen, noch vor Einbruch der Dunkelheit das Dorf am Fuße des Schloßberges zu erreichen. Länger wollte er nicht mehr warten; er hatte einen Auftrag, den er zeitig in Angriff nehmen und zu Ende führen wollte. Ob das aber bei der Witterung überhaupt umsetzbar sein würde, daran wollte er ebenso wenig denken wie an die Möglichkeit, umsonst den weiten Weg angetreten zu sein und ohne Bezahlung heimkehren zu müssen. Dann, gegen Mittag – die Sonne stand hoch am Zenit – war das Wetter plötzlich umgeschlagen: das Blau des Himmels wich einem milchigen Weiß, aus dem einzelne Flocken fielen, bald begann es immer dichter zu schneien, die Dinge verloren ihre Konturen und die Landschaft löste sich auf. Da hätte er noch umdrehen können; jetzt war es zu spät.

Von der spürbaren Müdigkeit und aufkeimenden Hoffnungslosigkeit lenkte er sich ab, indem er an seine Arbeit dachte, was er dazu benötigen und wie er sie ausführen würde, wie viele Hilfskräfte er anstellen werde müssen und wie lange er wohl brauche; und wenn dies nichts half, malte er sich aus, was gerade sein Vater machen und wen er an seiner statt quälen würde. Nicht die in Aussicht gestellte gute Entlohnung hatte ihn bewogen, den ausgerechnet an ihn ergangenen Auftrag anzunehmen, sondern die unverhoffte Gelegenheit, dem alten Despoten wenigstens für eine gewisse Zeit zu entkommen und diesen, heimgekehrt vom erfolgreich ausgeführten Auftrag, in eine bessere Stimmung zu versetzen, mehr noch: ihm einen Anlaß zu geben, ihn als Sohn endlich zu akzeptieren und vielleicht ein Wort des Lobes über die Lippen zu bringen.

[...]

Es war spät abends, als er ankam. Das Dorf lag in tiefem Schnee. Vom Schloßberg war nichts zu sehen, aber auch das Dorf war nur zu erraten: Die Häuser hatten sich in weiße Hügel verwandelt, aus denen nur da und dort ein Dachgiebel oder ein Rauchfang ragte, aber kein Rauch stieg auf und gab Hinweis, daß hier jemand wohnte. Er kämpfte sich die Senke hinab, brach immer wieder tief ein – ob und wenn ja wo eine Straße oder auch nur ein Weg verlief, war nicht zu erkennen, nirgendwo Spuren, nicht einmal von Tieren –, er merkte, daß ihn die Kräfte nun wirklich verließen und ihn nur noch die Hoffnung auf eine warme Stube und eine kräftigende Suppe aufrecht hielt, er peilte den erstbesten weißen Hügel an, mußte erkennen, daß es nicht einmal eine kleine Fensteröffnung gab, durch die er sich hätte bemerkbar machen können, stapfte weiter, immer langsamer werdend, mühte sich zum nächsten und übernächsten Haus – immer dasselbe: keine Tür, kein Fenster, nur Schneewehen, die bis unters Dach oder sogar darüber hinaus reichten –, bis er endlich ein Gebäude fand, dessen Dachluke

durch das vorspringende Dach derart geschützt war, daß es frei von Schnee war. Allerdings mußte er sich, immer wieder bis zu den Hüften einbrechend, hinaufkämpfen und die Scheibe einschlagen, was ihm aber gelang, ohne sich dabei zu verletzen. Er brach die Splitter ab, um sich beim Kriechen durch die schmale Öffnung nicht zu verletzen, schob sich vorsichtig hinein und konnte in dem Dunkel erst nach und nach Umriss von Gegenständen erkennen – Kästen, Truhen, verschiedenes Gerümpel – sowie, als er sich vorbeugte, herumtastete und da und dort etwas zu fassen bekam, die untrüglichen Beweise dafür, daß hier niemand überlebt hatte.

[...]

[aus einem in Arbeit befindlichen längeren Prosaprojekt]

Biographien

Margarita Fuchs: *1951 in Riedau, OÖ, lebt als Autorin in der Stadt Salzburg, veröffentlicht Romane, Gedichtbände sowie literarische Publikationen in Anthologien, Zeitschriften, Kunstbänden u.a.; Jurytätigkeit im Salzburger Literaturhaus; zuletzt erschien der dritte Band ihrer Kurzgeschichten und Erzählungen: *Süßer als Salz* (Edition Tandem, Salzburg 2023).

Christoph Janacs: *1955 in Linz, lebt als Autor und Kulturvermittler in Niederalm/Sbg.; publiziert Romane, Erzählungen, Kurzprosa, Essays, Aphorismen und v.a. Gedichte; zuletzt erschienen: *Abschweifungen* (Gedichte, Salzburg 2022), *Über Zufälle, die keine sind* (Essays, Salzburg 2022), *Zeugnistag* (Erzählungen, Salzburg 2023), *die Stille nach dem Doppelpunkt* (Dialoge, Edition Tandem, Salzburg 2024).

Katalin Jesch: *1963 in Bonyhád, Ungarn, Studium der Betriebswirtschaft in Budapest, lebt in Oberndorf bei Salzburg; schreibt Lyrik. Zuletzt erschienen: *summertime* (Gedichte und Improvisationen, CD und Buch, Edition Tandem 2024), *mit offenem eingang mit offenem ausgang* (Gedichte, Edition Tandem, Salzburg 2023), *in den vergebenen momenten des blicks* (Gedichte, Edition Tandem, Salzburg 2020), *brüche auf brüche* (Gedichte, Edition Tandem, Salzburg 2018), *... bis ein neuer Ast sich streckt* (Gedichte, Edition Garamond 2015).

Wolfgang Kauer: *1957 in Linz, lebt als Autor, Kulturvermittler und Felsbildforscher in Salzburg; publiziert Lyrik, Romane, Erzählungen, Satiren, Essays, Ikonographien und Sachbücher auf Basis eigener Denkansätze; zuletzt erschienen: *Wohin Seelen reisen. Inspirative Jenseits-Modelle weltweit und in Petroglyphen* (Essays, Weitra 2024), *Dreißig*

(Poetische Preisrede zum 30. Geburtstag der Sommerlesereihe des Literaturvereins PODIUM in Zs. Freibord, Wien 2023), *Endlosgedichte* (Antikriegslyrik in Zs. blätter, Salzburg 2023), *Stefan Zweig und ein geistiges Europa*. Essay in: Christoph Janacs u.a.: *Annäherungen an Stefan Zweig*, (Edition Tandem, Salzburg 2021).

Roswitha Klaushofer: * 1954 in Salzburg, Autorin und bildende Künstlerin, lebt in Zell am See, mehrfach ausgezeichnet; zuletzt erschienen: *Wild Rosen Gold*. Anagramme und Bilder (Edition Tandem, Salzburg 2022), *von den dunklen seiten der postkarten*. Gedichte und Collagen (Edition Tandem, Salzburg 2023).

Robert Kleindienst: *1975 in Salzburg, aufgewachsen in Radstadt, lebt seit 2016 als freischaffender Schriftsteller in Salzburg; mehrere Auszeichnungen, u. a. Georg-Trakl-Förderungspreis für Lyrik 1997 und Rauriser Förderungspreis 2007; zuletzt erschienen: *Zeit der Häutung* (edition laurin, Innsbruck 2019), *Lichtstreu* (Edition Tandem, Salzburg 2021), *Fallen im Schnee* (Edition Tandem, Salzburg 2021), *Das Lied davon* (edition laurin, Innsbruck 2023).

Margot H. Koller: wurde 1941 als Margot Hannelore Schneider geboren und ist seit Jahrzehnten als nebenberufliche Autorin in Salzburg tätig. Sie veröffentlichte vor allem ihre Lyrik im Selbstpublisher-Verfahren. Zuletzt *Von Aberwitz bis Zungenbrecher* (44 Essays, RLI-Verlag 2023).

Fritz Popp: *1957 in Vöcklabruck, lebt in Salzburg und in Schwarzenberg am Böhmerwald; publiziert Lyrik, Prosa und Kabarett-Texte. Zuletzt *Fürchtet euch ruhig* (Satiren, Gosau und Wien 2019), *Annäherungen an Stefan Zweig* (Hrsg. mit Christoph Janacs und Arturo Larcati, Edition Tandem, Salzburg 2021), *Synopsis/Zusammenschau* (Gedichte zu Bildern Volker Lauths, Tauriska Verlag 2024).

Kurt Rebol: *1966 in Salzburg, lebt in Oberndorf/Sbg und arbeitet als Autor und Jurist/Landesbeamter. Publikationen: *Zündblase* (Prosa, Arovell Verlag 2005), Kurzprosa und Gedichte in Anthologien und Literaturzeitschriften.

Peter Reutterer: * 1956 in Waidhofen a.d. Thaya, lange Gymnasiallehrer, lebt nun als Autor, Jazzgitarrist und Kulturvermittler am Wallersee; zahlreiche Buchpublikationen, zuletzt erschienen: *Bei mir Kind* (Prosa, Bibliothek der Provinz 2020) und *In Italien und Augenblicklich* (Bibliothek der Provinz 2022).

Vladimir Vertlib: * 1966 in Leningrad (heute wieder St. Petersburg), UdSSR. 1971 Emigration mit der Familie nach Israel; lebt nach einer langen Odyssee seit 1981 in Österreich; schreibt Romane, Erzählungen, Essays, Zeitungsartikel und Theaterstücke; 2014–2024 Mitherausgeber der *Zwischenwelt. Zeitschrift für Kultur des Exils und des Widerstands*; erhielt u. a. den Anton-Wildgans-Preis 2001, den Preis der Stadt Wien für Literatur 2023 und den Theodor-Kramer-Preis 2024; zuletzt erschienen die Romane *Zebra im Krieg* (2022) und *Die Heimreise* (2024).

Gerlinde Weinmüller: *1960 in Salzburg; lebt als Schriftstellerin in Niederalm bei Salzburg; sie publizierte einen Roman, Kurzgeschichten und Gedichte; zuletzt erschienen: *Den Letzten küssen die Hunde* (Kurzgeschichten, Wien 2012); *fug und schatten* (Gedichte, Salzburg 2014); *liebes.länglich* (Gedichte, Edition Tandem, Salzburg 2017); *gesetzt den fall* (Gedichte, Salzburg 2017).

Christoph Janacs und Fritz Popp (Hg.)
Neues aus Kafkanien

Gestaltung: Volker Toth
Coverbild: Roswitha Klaushofer
Druck: druck.at, Leobersdorf

ISBN 978-3-903516-04-5
© 2024 Edition Tandem, Salzburg | Wien
www.edition-tandem.at

Gefördert von:
Land und Stadt Salzburg,
Bundesministerium Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport